



Berlin, den 15. Juni 1903.

Militärpensionen.

Der Antrag, das Gesetz über die Militärpensionen noch in dieser Legislaturperiode vorzulegen, hatte bei den Interessenten neue Hoffnungen erregt, die, da die Reichstagsmehrheit dem Gesetz wohlwollend gestimmt ist, gewiß nicht enttäuscht worden wären. Daß die Vorlage dann doch nicht kam, wurde mit der Rücksicht auf die ungünstige Finanzlage begründet. Diese ungünstige Finanzlage kann aber noch Jahre dauern; der wirtschaftliche Aufschwung, der einst die Bewilligung von sechshundert Millionen für die Verstärkung der Flotte als eine finanziell leicht zu tragende Mittelaufwendung erscheinen ließ, wird kaum so bald wiederkehren. Inzwischen aber würde der Rothstand der verabschiedeten Offiziere fortbauern, den die Regierung selbst anerkennt, da sie die Erhöhung der Pensionen für nöthig hält. Wenn man bedenkt, daß noch im Vorjahr allein in Preußen 100 Millionen für die Stärkung des Deutschthumes in den Ostmarken bewilligt wurden, wofür im Ganzen 250 Millionen beansprucht sind, und daß der jetzige Militäretat im Extraordinarium eine Forderung von 21 Millionen für das Festungswesen, eine von $4\frac{1}{5}$ Millionen für Garnisonbauten in Elsaß-Lothringen allein und andere in ihrer Gesamtheit beträchtliche aufwies, wenn man ferner erwägt, daß unser Kriegsbudget mit Militärpension- und Invalidenfonds heute 985 Millionen umfaßt, dann sollte eine Steigerung um 20 bis 23 Millionen — so wird die Erhöhung der Militärpensionen beziffert und diese Ziffer wird rasch sinken, da die Veteranen von 1866 und 1870 allmählich aussterben — nicht von einer Forderung abschrecken, deren Dringlichkeit auf allen Seiten anerkannt wird. Die Erklärung des Kriegsministers, das Militärpension-

gesetz könne nicht vorgelegt werden, weil es einen jährlichen Mehraufwand von 20 (und bei rückwirkender Kraft 23) Millionen erfordere und weil bei Erschöpfung des Reichsinvalidenfonds im Jahre 1908 ein Reichszuschuß von 40 Millionen, im Ganzen also 60 Millionen erforderlich seien, umfaßt die Forderungen für beide Gattungen inaktiver Soldaten, deren Berechtigung nahezu gleich ist, da beide durch Heeresdienst und Lebensalter mehr oder minder erwerbsunfähig geworden sind. Wenn das Reichsschatzamt die Forderung des Militärpensionsgesetzes vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, so sollte die Regierung doch auch die übrigen Seiten ihrer innerpolitischen Bedeutung nicht übersehen. Daß die Vorlage wieder vertagt worden ist, mehrt die Unzufriedenheit in den weiten Kreisen der Interessenten; noch wichtiger ist aber, daß der Offizierersatz zu fehlen beginnt. Die materiellen Ansprüche an den Offizier sind heute, trotz den in den letzten Jahren bewilligten Gehaltsaufbesserungen, in Folge der allgewein gesteigerten Lebenshaltung, der Vertheuerung der Uniformen u. s. w., nachgerade so hoch geworden, daß selbst ein pensionirter Stabsoffizier — geschweige denn Hauptmann oder Lieutenant — mit der Durchschnittszahl von drei Kindern, der das dienstlich geforderte Heirathgut, wie in der Regel der Fall, ganz oder zum Theil aufgebraucht hat, bei den jetzigen Pensionierungsverhältnissen seine Söhne einfach nicht mehr Offizier werden lassen kann, da die Ansprüche an Zulage, Equipirung und Lebenshaltung für sie unerschwinglich geworden sind. Auch scheiden die Offiziere bei dem jetzt üblichen Pensionierungsverfahren so schnell aus dem aktiven Dienst, daß ein Stand, in dem thatsächlich etwa die Hälfte seiner Mitglieder nur bis zum Eintritt des besten Mannesalters, dem vierzigsten Lebensjahr, zu verbleiben gezwungen ist, immer mehr an Anziehungskraft verlieren muß; besonders für Familien, die alle idealen Vorzüge dieses Berufes zu schätzen wissen, in den materiell beschränkten Verhältnissen aber, die eine Folge des Generations hindurch fortgesetzten Offizier- und Beamtenberufes zu sein pflegen, genöthigt sind, auf das wirtschaftliche Ergebnis der zu wählenden Laufbahn Rücksicht zu nehmen.

Die vor ein paar Jahren im Reichstag zur Sprache gebrachte Thatsache, daß die Hauptleute durchschnittlich mit 41, die Stabsoffiziere mit 48, die Obersten mit 51½ Jahren verabschiedet werden, ist noch nicht durch eine andere zuverlässige Statistik widerlegt worden und dürfte sich bei dem herrschenden Verabschiedungsmodus in jüngster Zeit kaum erheblich geändert haben, wenn auch in einem offiziellen Organ neulich behauptet wurde, die Dienstzeit bis zur Beförderung zum Hauptmann habe sich von 15 auf 16 Dienstjahre, zum Major von 23 auf 26, zum Oberstlieutenant von 29 auf 32, zum Obersten von 31 auf 34 Dienstjahre erhöht. Diese Chargen hätten aber selbst damit noch nicht die entsprechenden Ziffern der Armee erreicht, die mit

der unseren auf gleicher Höhe zu bleiben bestrebt ist: der französischen. In Frankreich ist das Durchschnittsalter der Capitäns 43 Jahre, ihre Altersgrenze jedoch 53 Jahre, während der deutsche Hauptmann schon mit 41 Jahren den Dienst verläßt. Der französische Major scheidet mit 56, der deutsche mit 48 Jahren aus; der französische Oberst mit 60, der deutsche mit 51 $\frac{1}{2}$; der französische Oberstlieutenant mit 58, der deutsche mit 50 Jahren. Ungefähr um eben so viel günstiger liegen die Dienstzeitverhältnisse bei den Offiziercorps des russischen, österreichischen und italienischen Heeres. Schon dieses frühe Scheiden aus dem Lebensberuf des deutschen Offiziers müßte die Regierung bestimmen, die Pensionen zu erhöhen, und zwar mit rückwirkender Kraft, besonders für die älteren, die, wenn sie über fünfzig Jahre alt geworden sind, einen neuen Beruf kaum je noch ergreifen können und gerade in den vierziger und fünfziger Jahren doch für Unterhalt und Ausbildung der Kinder große Ausgaben haben. Auch den jüngeren Offizieren mag man die vorgeschlagene Erhöhung des Pensionsfußes von einem Viertel auf die Hälfte des pensionfähigen Dienst Einkommens schon nach zehnjähriger Dienstzeit gönnen; müssen aber, mit Rücksicht auf den hohen Gesamtbetrag, die vorgeschlagenen Sätze verringert werden, so wäre es nur billig, daß diese Minderung die Offiziere trafe, die nach erst zehnjähriger Dienstzeit, also mit etwa 29 Jahren, ausscheiden und sich leicht einen neuen Lebensberuf schaffen können; ihnen sind, im Gegensatz zu den älteren Offizieren, im Bereich der Civil- und der Heeresverwaltung sehr viele Stellen offen und sie finden auch sonst und ohne beträchtliches Privatvermögen in diesem Lebensalter schnell eine lohnende Beschäftigung. Die älteren verabschiedeten Offiziere, denen von vorn herein durch die das Lebensalter betreffenden Bestimmungen viele Stellen verschlossen sind, können sich den fremden Verhältnissen bürgerlicher Berufe nur noch schwer anpassen. Für das Material des Heeres — ich erinnere an die oft wiederkehrenden Neubewaffnungen, Uniformänderungen, die Befestigungsanlagen, an neue Erzeugnisse der Technik, neue Ausrüstungsstücke u. s. w. — wird aus vollen Händen gegeben, für das Personal nur, so weit es aktiv ist; für die Inaktiven, die den größten Theil ihrer Kräfte im Heeresdienst verbraucht haben und auf die im Kriegsfall doch wesentlich gerechnet werden muß, fällt recht wenig ab. Da die Regierung zu der Erkenntniß gelangt ist, daß auch dieser Theil der Offiziere einer Aufbesserung dringend bedarf, kann sie nicht gerade diesen verabschiedeten Offizieren (ungefähr zehntausend) die Aufbesserung versagen. Die berechnigte Unzufriedenheit, die dadurch entstände, soll man nicht unterschätzen; all die Unzähligen, die mit den Verabschiedeten in irgend einer Verbindung stehen, können durch den Anblick solcher Behandlung nicht angespornt werden, ihren Nächsten zur Wahl der Offizierlaufbahn zu rathen. Der Staat ist aber auf den Offizierersatz aus den

Familien seiner alten Offiziere, als den noch Besinnung und Traditionen durchschnittlich geeignetsten, angewiesen; und diese Familien können, wenn ihre Lage nicht verbessert wird, den Ersatz einfach nicht mehr liefern. Man begreift deshalb nicht, warum die Regierung, der die Reichstagsmehrheit ja freudig zugestimmt hätte, so gewichtige Gründe überseh, die Vorlage abermals nicht einbrachte und sich der Möglichkeit des Vorwurfs aussetzte, besser als sie Sorge der Reichstag für die alten Soldaten. Das wäre unter Kaiser Wilhelm dem Ersten und Bismarck gewiß nicht geschehen.

Als einziges Argument wird die Rücksicht auf die ungünstige Wirthschaftslage angeführt. Bei erstem Willen könnte man aber den Militäretat auf manchen das Kriegsmaterial betreffenden Gebieten entlasten; zum Beispiel auf denen des Festungswesens (21 Millionen für 1903), Zugartillerie und manchen anderen. Jedenfalls darf da nicht gespart werden, wo es sich um eine Ehrenschuld handelt, nicht gespart werden an dem Einkommen der Männer, die den Wirthschaftsaufschwung des Reiches in den Kriegen von 1866 und 1870 mit ihrem Schweiß und Blut erkämpft haben und von denen das Heer den geeignetsten Offizierersatz erwartet. Hält man jedoch Einschränkungen des Militäretats, trotz der lange Dauer versprechenden friedlichen Gesamtlage, nicht für zulässig, so mag man an die schon häufig empfohlene Wehrsteuer denken. Solche neue Einnahmequelle wird um so nöthiger sein, als in nicht allzu ferner Zeit für eine Ausrüstung des Feldartilleriematerials, für eine neue Artilleriebewaffung, für Vermehrung der Kavallerie ungemein große Ausgaben zu erwarten sind. Frankreich und Oesterreich haben die Wehrsteuer schon eingeführt und damit weder die Zahl der Befreiungen vom Dienst vermehrt noch das Ansehen des Soldatenstandes vermindert. Auch wir werden auf die Dauer ohne diese Steuer nicht auskommen. Die Kopfszahl unserer Bevölkerung steigt jährlich um eine halbe Million; ein entsprechendes Anwachsen der Heerespräsenzstärke ist, abgesehen von den Kosten, schon deshalb ausgeschlossen, weil die übrigen Mächte, mit Ausnahme Rußlands, nicht eine so hohe Bevölkerungszunahme haben, ihr Heer also auch nicht im selben Umfang vergrößern können. Die Zahl der vom Dienst frei Bleibenden wird, im Verhältniß zur Ziffer der ins Heer Eingestellten, also ständig zunehmen. Und die Wehrsteuer, deren Ertrag von Manchen schon jetzt auf vierzig Millionen veranschlagt wird, könnte nicht nur für erhöhte Pensionen der Offiziere, sondern auch für auskömmlichere Ruhegehälter der Beamten die Mittel liefern.

Breslau.

Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Der alte Brunnen.

Bist ich noch eine Flasche will?
 O nein, drei leere stehn da schon.
 Hier ist das Geld; und das für Dich:
 Und jetzt zu Bett mit Dir, mein Sohn!“
 Ich war der letzte Gast, nun ließ
 Der müde Knirps mich aus dem Haus
 Und in den vollen Mondenschein
 Der Juninacht trat ich hinaus.

So still wars in dem alten Nest,
 Kein Lärm scholl, kein Studentensang,
 Nur aus der Mauernische leis
 Des Brunnenstrahles Rieselklang.
 Und als ich diesen Ton vernahm,
 Da gings mir plötzlich durch den Sinn:
 Dein wartet noch ein alter Freund.
 Die rechte Stunde ist, geh hin!

Der Brunnen ist es, der am Markt
 Seit mehr als hundert Jahren rauscht,
 Mit dem in stiller Sommernacht
 Dereinst ich manches Wort getauscht.
 Die heiße Kehle hab' ich oft
 Gefühlt mit seinem frischen Naß;
 Wir wachten noch, wenn Alles schlief,
 Und schwatzten über Dies und Das.

Wie saß es auf der breiten Bank
 So gut sich unterm Lindenbaum!
 Das Rauschen klang, das Rauschen sang
 Mich leise ein in süßen Traum.
 Doch lauter scholls mir dann ins Ohr:
 „Geh heim, Du schläfst mir sonst hier ein!“
 Ich reckte mich empor und schritt
 Nach Haus im lichten Morgenschein.

Und eh' ichs wußte, war ich da
 Und schlang um seinen Stamm den Arm.
 Ich weiß nicht: wars der schwere Wein?
 Doch wurde mir ums Herz so warm.
 Der Alte sprach: „So kommst Du auch
 Mal wieder? Das ist nett von Dir.
 Komm, setz' Dich hin, 's ist Alles noch
 Wie einst vor dreißig Jahren hier.“

Ich trank von seiner klaren Fluth
 Und setzte dich mich ihm zur Seit'.
 Bei seinem Rauschen hab' ich lang'
 Gedacht der alten, schönen Zeit.
 Der alte Platz wars, jeden Stein
 Im Mondenlicht erkannt' ich klar;
 Ich dachte ihrer, die mit mir
 Geschritten hier vor manchem Jahr.

Hier schritten wir an jedem Tag,
 In jeder Nacht, so wollts die Pflicht,
 Denn unsers braven Wirthes Haus
 Lag an dem breiten Marktplatz dicht.
 Die lieben Kerle, schlank und schmuck,
 So frisch und flott, wo sind sie heut?
 Der Brunnen sprach: „Die Besten tot,
 Die Andern, ach, wie weit zerstreut!“

Dort steht auch noch das niedre Haus!
 Ein Fenster blüht im Mondenschein.
 Ich kenn' es gut; in stiller Nacht
 Stieg ich so manches Mal hinein.
 Die Braune, die so wild geküßt,
 Die Blonde mit dem leichten Sinn,
 Wo blieb das holde Mädchenpaar?
 Der Brunnen sprach: „Dahin, dahin!“

Und Du, vor dem das Leben noch
 In blauer Bergesferne lag,
 Kehrest Du zurück zum alten Nest,
 Wie Du dereinst geschieden? Sag!
 Wie war so frisch Dein junger Sinn,
 Wie schlug das Herz so leicht und frei!
 Schlägts heute noch im alten Takt?
 Der Brunnen sprach: „Vorbei, vorbei!“

Ich saß und sann und sann, da hob
 Der Alte an: „Jüngst waren hier
 Zwei aus der Zeit, an die Du denkst,
 Und sprachen Manches auch von Dir.
 Philister waren stets sie mehr
 Als Du, drum meinten sie zum End':
 „Gewiß, er ist ein braver Kerl,
 Doch immer noch zu sehr Student.“

Ich sprach: „Du weißt, vor manchem Jahr
 War ich der fröhlichste beim Wein;
 Beim Weine sitz ich manchmal noch,
 Doch sitz' ich jetzt für mich allein.
 Du kannst mirs glauben, lieber Freund,
 Es trinkt sich wahrlich so nicht schlecht,
 Wenn still man denkt der alten Zeit.“
 Der Brunnen sprach: „Hast Recht, hast Recht!“

Und weiter fragt' er: „Ist es wahr,
 Liebst Dns noch stets, Dich anzusehn,
 Wie Dns schon hier gethan, siehst Du
 Ein schmuckes Kind vorübergehn?“
 Ich lachte: „Keugner: will ichs nicht,
 Es mag zuweilen noch so sein,
 Doch großen Schaden hat davon
 Wohl kaum das schmucke Mägdelein.“

Er knurrte was, dann fuhr er los —
 Bedrohlich hört' es fast sich an —:
 „Hast Du belogen je ein Weib,
 Dich je gedrückt vor einem Mann?“
 Ich lachte: „Alter, Du wirst schwach!
 Nach solchen Sachen fragst Du noch?
 Du inquirirst mich hier und kennst
 Mich nun seit dreißig Jahren doch.“

Er brummte: „Na, sei nur nicht böse.
 Ich weiß, es war von mir nicht recht,
 Doch thäts mir leid — Das kannst Du dir
 Wohl denken —, wärst just Du nicht echt.
 Nun aber geh nach Haus, es steht
 Im Ofen schon ein heller Schein.
 Gut' Nacht, gut' Nacht! Und gleich zu Bett,
 Sonst schläfst Du wieder mir hier ein.“

Als in der früh' ich weiterzog,
 War voll der Markt vom Weiberschwarm.
 Ich drängte mich zum Alten durch
 Und schlang um seinen Stamm den Arm.
 Ich trank von seiner klaren Fluth
 Und neigte Stirn und Augen mir:
 „Ade, ich muß nun weitergehn,
 Zu Nacht bin ich schon weit von hier.“

Das Leben ist nun bald dahin
 Und schneller stets die Jahre gehn.
 Wer weiß, Du lieber alter Freund,
 Ob wir uns nochmals wiedersehn?
 Doch kehre ich auch nicht mehr zurück:
 Du weißt, Dir bleibe ich immer gut.“
 Der Brunnen rauschte stärker auf:
 „Fahr wohl, fahr wohl, Du treues Blut!“

Wilhelm Polstorff.



Sombarts Wirthschaftspsychologie.

Eine Gestaltung menschlichen Zusammenlebens kann einem Organismus verglichen werden. Von den Lungen und Schlagadern der Erde dürfte Fechner reden, so lange er dichtete, meinetwegen auch philosophirte; aber ein reichliches halbes Jahrhundert im Märchenkostüm sich amüßert zu haben, müßte einer vermeintlichen Wissenschaft, wie der Soziologie, übergenug sein. Sollen wir sie überhaupt noch ernst nehmen, sollen wir nicht glauben, sie sei einem hebefehrenen Siedethum verfallen und nur noch auf unser Mitleid mit ihren ewigen Kindheitsfreunden angewiesen: so wird es Zeit, daß sie sich aller Leeren, aller schiefen Gleichnisse begeben und zunächst einmal ängstlicher jede Analogie meide, als es sonst wohl eine Wissenschaft nöthig hat. Keine Gesellschaft ähnelt einem Organismus. Wenn wir selbst annähmen, der Determinist und der Hylozoist könnten sich auf etliche Gemeinsamkeiten einigen, sofern sie die Willensbestimmtheit des Menschen als einen der Lebensbedingtheit der Zelle im Wesen gleichen, nur komplizirteren Prozeß glaubten — glaubten, betone ich, denn heute wenigstens wäre davon noch nichts zu erweisen —, selbst wenn wir Das annähmen, so bliebe doch immer ein Unergleichliches, das der Zelle kein noch so toller Phantast andichten mag: die Illusion der Willensfreiheit, das Entscheidungsgefühl, in dem wir den Sieg eines unter den ringenden Motiven, den Anfang der That erleben. Soll das Wort Organismus nicht jeglichen Sinn verlieren, so darf man es nicht für ein Ganzes anwenden, dessen Theile in ihrem Verhalten sich als willensfrei fühlen; und ohne Mühe wäre nachzuweisen, daß Rayels Versuch, dem alten Gleichniß eine letzte biogeographische Realität zu retten, nur eine sehr enge, eine vor den Gegenständen gänzlich einschrumpfende Veredlung in sich trägt. Wenn die Sozialwissenschaft es mit den Erscheinungen an Komplexen zu thun hat, deren Elemente willensfrei sich fühlende Menschen sind, so kann sie weder ihre Ziele, noch ihre Methoden, noch ihre Benennungen der Biologie entleihen, — sie müßte denn den Nachweis erbringen, daß diese Erscheinungen von den Wahlfakten der Menschen gänzlich unabhängig seien. Das ist die große Frage einer Sozialtheorie, die ans Ende aller sozialwissenschaftlichen Arbeit gehört und doch mit zähem Eigensinn immer wieder den Eingang versperrt: ob die Sozialwissenschaft (oder Soziologie der Vorsichtigen) eine Sozialanthropologie, eine Sozialökonomie, eine Sozialgeographie oder eine Sozialpsychologie bedeute. Chamberlain und Ammon, die Marxisten, Rayel und Helmolt haben mehr oder minder einseitig die drei ersten Antworten erteilt. Lamprecht und Dreyßig haben sich, Jeder auf seine Art, aber Beide unzweideutig, als Psychologen bekannt. Nicht minder unzweideutig hat Werner Sombart sich zu ihnen gestellt; und er hat für seine Anschauung, daß Sozialwissenschaft

nur Sozialpsychologie sein könne, den umfassendsten Beweis zu erbringen versucht, der von einem Einzelnen überhaupt erwartet werden kann.

„Der moderne Kapitalismus“ (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) unterscheidet sich von den Lebenswerken Droysens und Lamprechts wesentlich durch die Einengung des Beweisfeldes auf eine einzige Erscheinung im Sozialleben einer bestimmten Epoche. Droysig hat die ganze Kultur der Neuzeit, Lamprecht alle historischen Lebensäußerungen — wenn auch nur des deutschen Volkes — hervangezogen; Sombarts Wurf ist in strengster Beschränkung eine Wirtschaftspsychologie geblieben. Damit rückt es aber in die unmittelbare Nachbarschaft von Wilhelm Wundts „Völkerpsychologie“, deren sprachpsychologischer Theil im Umfang von zwei Bänden vollendet vorliegt. Ich erblicke in Sombarts Werk jenes höchst erwünschte erste Glied, das die Völkerpsychologie zur Sozialpsychologie zu ergänzen berufen ist. Wundt hat, wie von je her in seinen Vorlesungen und Einzelarbeiten, so auch in seinem abschließenden Buch an der Einschränkung der Völkerpsychologie auf die Erscheinungen der Sprache, Mythe und Sitte festgehalten, Mythe und Sitte übrigens im weitesten Sinne, also die Religionen, die Moral und das Recht mit umfassend verstanden. Und doch läßt sich für diese Abgrenzung, so zweckmäßig sie einst für die tastenden Anfangsprogramme sozialpsychologischer Forschungsarbeit gewesen sein mag, heute kein wirklich stichhaltiger Grund mehr erinnern. Mindestens die Wirtschaftseinrichtungen schließen sich diesen drei Zeugnissen einer nur im Gemeinschaftsleben möglichen Geistesarbeit völlig ebenbürtig an; aber auch die Kunstbetheätigung gehört unter die Objekte der Sozialpsychologie, natürlich nicht die Schöpfungen eines Sophokles, Rembrandt oder Goethe, wohl aber das ästhetische Treiben, der Genuß, die Ruhe der breiten Massen. Daß etwa in der Kunst die singuläre Leistung allzu stark die kollektive überwiege, wäre ein verfehlteter Einwand, der die Mythe weit schärfer träfe, da die vulgäre Meinung und die ihr dienstbare heroistische Geschichtstheorie gerade die Religionen ausnahmslos zu Thaten bestimmter Stifter gestempelt hat; und wie denn nun das Verhältniß zwischen der singulären und der kollektiven Erscheinung sich darstelle, kann keinesfalls schon bei der Abgrenzung der sozialpsychologischen Aufgabe entschieden, muß vielmehr selbst erst als Aufgabe der Sozialpsychologie überwiesen werden. Genug. Sprache, Mythe, Sitte, Ruhe, Wirtschaft sollte keiner mehr der sozialpsychologischen Forschung als ihr ureigenes Ackerland streitig machen. Zu den drei ersten hat — womit ich keinem der übrigen Beiträge Unrecht anthun möchte — vorerst Wundt das gewichtige Wort, dem Anhänger wie

Wegner des *Atmenpers* mit gietet *„Heinahme“* tauwen; auf die Wertes-
erzeugnisse der Ruhe wurden von Allen von Bücher und Karl Groos ein-
zeln, blendende Lichter geworfen, ohne daß eine zusammenschaffende sozial-

psychologische Betrachtung des Schönen bis heute versucht worden wäre; für die Wirthschaft mögen wir jetzt Sombart unser Ohr leihen. Das darf er fordern; so großen Stils scheint mir seine Leistung zu sein, so ebenbürtig im Wurf der Sprachpsychologie Wundts, dem ihn doch keinerlei unmittelbare geistige Abhängigkeit verbindet, daß wir die Pflicht haben, ihn ausreden zu lassen, ehe wir zur umfassenden Apologie, Kritik oder Widerlegung uns melden. Und doch redest Du? höre ich mit spöttisch zurufen. Gemach. Weniger zum Schöpfer der beiden Bände als zu mir selbst und zu denen, die sein Werk, so weit wir es haben, kennen; und in der Art etwa, wie man in einer Theaterpause mit ein paar Freunden die unmittelbaren Eindrücke tauscht und gern hier oder da ein Bedenken, ein Fragezeichen, einen Einwand, einen Zweifel bringt, — hauptsächlich, um sich zu attestiren, daß man gut aufmerke und nicht in träger Bewunderung entschlummert sei.

Sombarts Aktion hat zwei Vorspiele; und das zweite nennt er selbst einen Schönheitfehler. Nun, unterhaltsam pflegen Klassifikationen, terminologische Festsetzungen nie zu sein, und wo sie uns eine ganze Wissenschaft vortäuschen sollen, wie in der alten Logik oder der rationalen Psychologie, dort empfinden wir sie mit gutem Recht als gräßlich. Hier liegt die Sache wesentlich anders. Diese Einleitung rückt für den aufmerkenden Leser in das Licht des ihr vorausgehenden Geleitwortes. Da hörten wir ein Programm geisteswissenschaftlicher Forschung; nun empfangen wir die angenehme Gewißheit, daß Sombart die psychologische Grundnote dieses Programmes auch für seine Terminologie festzuhalten strebt. Für Jeden, der in der Sprache ein Stück Seele sucht, ist es eine rechte Freude, zu verfolgen, wie Sombart, statt nach bequemer Schablone geschnittene Etiketten uns zu oktroyiren, aus den schlechtesten Alltagsworten ihre lebendig fühlbare Deutung entziffert.

Das ist nicht nebensächlich, zumal bei einer werdenden Wissenschaft, die noch alle Möglichkeiten zur Wahl hat und gar leicht nach den schlechten greifen könnte; die Biologie hats gethan und ihre bedeutsamsten Untersuchungen sind heute mit einem wahren Spinnwebgewebe terminologischer Geheimnisse verschleiert. Aber es ist auch nicht nebensächlich, weil durch diese sprachpsychologische Kleinarbeit Sombarts ein dem Kundigen viel verheißendes Wetterleuchten geht: das erste Aufflammen des Gegensatzes zu Bücher. Noch wird der Name nicht genannt; aber die Seiten, auf denen die qualitativen Unterschiede der Betriebsgestaltung analysirt werden, richten sich deutlich genug gegen eine Klassifikation, die sich von der Entstehung der Volkswirthschaft leiten ließ, um die Entstehung der Volkswirthschaft anschaulich zu machen, die im Prinzip historisch war, um in der Sache der Historie dienen zu können. Und mit solcher Kennzeichnung der von Bücher geführten Analyse muß dieser Angriff Sombarts bereits als unberechtigt, als prinzipiell verfehlt erscheinen.

Bücher hat ausdrücklich betont, seine Untersuchung gelte nicht einer wirtschaftlichen Elementarererscheinung, sondern einer historischen Kategorie. Philosophisch geredet: Arbeitgliederung sei ein Entwicklungsbegriff. Sombart aber strebt hier die Aufhellung eines Elementarbegriffes, des Betriebes, an. Soeben hat er die unbedingte Trennung von Wirtschaft und Betrieb ausgesprochen, die psychologisch und methodologisch nöthig ist, weil die historischen Wirtschaftformen mit den historischen Betriebsformen sich nur selten decken, ein Elementarbegriff aber für jeden Entwicklungsquerschnitt absolut gültig sein muß. Sombarts Analyse endet schließlich in dem Elementarbegriff des Betriebes. Ganz mit Recht: dieser Begriff ist in der That elementar; ihm geht jede historische Bedingtheit ab. Dagegen treten wir auf den Boden der Entwicklung, wo das Suchen nach Betriebsformen anfängt. Und eben hier begeht Sombart seinen Fehler. Er charakterisirt die Betriebsformen durch die wechselnde quantitative Verkettung zweier Prinzipien, die sie aufweisen sollen; diese Prinzipien aber liegen, wie man hört, aller Arbeiterorganisation der Menschen zu Grunde, nur mannichfach kombinirt; sie sind also Elementar-begriffe und damit zur Konstituierung eines Entwicklungsbegriffes an sich untauglich. Das entgeht denn auch Sombarts Scharfblick nicht und im letzten Augenblick lehrt er den Organisationsprinzipien den Rücken, um statt ihrer das Verhältniß des Arbeiters zum Gesamtprozeß und Gesamtprodukt als Basis für die Entwicklungsbegriffe der Betriebsformen zu wählen. Dieses Verhältniß ist aber überhaupt kein wirtschaftlicher, sondern ein allgemein logischer, hier also sprachpsychologischer Begriff, ohne den das Wort Arbeiter so wenig einen Sinn hätte wie das Wort Mutter ohne das in ihm ausgesprochene Verhältniß zur Zeugung und zum Kinde. Also ein ganz bestimmtes Verhältniß: das Maß nämlich des Schöpferanteiles jedes Einzelnen an dem Erzeugniß, wie ich es hier kurz nennen kann; und zwar ist es die Verkleinerung dieses Anteils, die endlich als Entwicklungsbegriff der Betriebsformen erscheint, deren Veränderung uns von einem einzigen Punkt aus ansehen lehrt.

Wie Sombart anmerkt, ist dieser Gesichtspunkt kein realer; die durch jene Verkleinerung bezeichnete Entwicklung ist nicht die empirisch-historische. Aber, mein Gott, wozu dann die Mühe? Um eine ideelle Entwicklung vorzuführen, die wir uns in die Dinge hineinendenken können? Oder vielmehr, nach der wir die Dinge umbendenken müssen? Ich erschrak leise, als ich gerade auf diesen Seiten Hegel citirt fand. Hegelianische Entwicklungsbegriffe zu konstruiren, ist wahrlich nicht nöthig. Also lassen wir die Verkleinerung des Schöpferanteiles. Nehmen wir den Schöpferanteil schlechtthin, ohne Rücksicht darauf, wie er sich ändert. Dann haben wir ein Maß, mit dem jeder Querschnitt der Betriebsentwicklung gemessen werden kann, einen Elementarbegriff; und wenn wir acht Möglichkeiten des Maßes nehmen und für sie acht Namen

austellen, so haben wir acht engere Elementar-begriffe, also eine recht hübsche Betriebs-systematik, nur keine Betriebs-entwicklung. Reichlich vierzig Seiten nachher giebt uns Sombart unumwunden zu: daß die Lehre vom Betrieb in einer starren Systematik sich fast vollständig erschöpfe. Ich korrigire nur: die Lehre; Sombart meint natürlich: seine Lehre. . . Und nach Alledem sind die Seiten über die zwei einzigen Organisations-prinzipien schier unbegreiflich; Sombart läßt ja, wie gesagt, beide im entscheidenden Augenblick unter den Tisch fallen.

Die Gliederung der Wirtschafterscheinungen leitet dann Sombart mit einem Frontangriff gegen Bücher ein, dessen Lehre von den Wirtschaftsstufen er geradezu als den falschen Abschluß von unvollständigen oder übertriebenen älteren Theorien, ja, als mundgerechte Verflachung der ungleich tieferen Vorarbeiten charakterisirt. Bücher unterschied seine drei Wirtschaftsstufen nach der Länge des Weges, den die Güter vom ersten Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, als geschlossene Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft. Nun könnte man, mit dem guten Recht aller Kritik, diese Eintheilung ablehnen, ohne selbst eine bessere zu finden. Aber Sombart bringt uns eine eigene, neue Unterscheidung der Wirtschaftsstufen; und von ihr darf man schon außerordentliche Vorzüge verlangen, wenn die herbe Kennzeichnung der älteren uns gerecht dünken soll. Es thut mir leid: aber ich kann diese Vorzüge nicht entdecken. Ich finde, daß Sombart im tiefsten Grunde auf das selbe Eintheilungsprinzip sich stützt wie Bücher, daß er aber diese Ähnlichkeit durch eine zwar interessante, doch innerlich unnötige Dialektik verschleiert und schließlich drei Namen bringt, die eine entschiedene Verschlechterung bedeuten. Büchers „Weglänge“ ist das Maß der wirtschaftlichen Differenzirung. Sombart weiß nichts Besseres als dieses selbe Maß seiner Neuschöpfung unterzulegen; nur leitet er es aus dem Entwicklungsgrade der jeweilig verfügbaren Produktivkräfte her und übersetzt es in seine Rehrseite, in die Vergesellschaftung der wirtschaftlichen Thätigkeit. Der Wesensunterschied ist einfach gleich Null; oder um ein algebraisches Bild zu benützen: Sombart schreibt die Wurzel Büchers in den Logarithmus um. Ueber den Vorzug können dann formale Erwägungen entscheiden, die aber ohne grundsätzliche Tragweite sind. Nur in der Wortwahl ist Sombart ohne Zweifel der minder Glückliche. Abgesehen davon, daß die Spezialisirung abermals undefinirt werden muß, damit sie für Sombarts jetzige Absicht nutzbar werde, geben die drei Bezeichnungen der Wirtschaftsstufen als Individualwirtschaft, Uebergangswirtschaft und Gesellschaftswirtschaft alle Vorzüge der Namen Büchers preis, ohne durch eine einzige Verbesserung oder auch nur durch Schönheit sich auszuzeichnen. Die Definition der Individualwirtschaft, wie Sombart sie giebt, stößt, glaube ich, selbst den Laien auf das Wort Hauswirtschaft; und nicht minder findet die für die

Ubergangswirtschaft nach Sombarts Worten charakteristische „noch nicht sehr hochentwickelte Vergesellschaftung“ (der Einzelwirtschaften) in dem Wort Stadtwirtschaft ihren sprachlich besten Ausdruck.

Ich hätte von diesen Dingen nicht so ausführlich geredet, wüßte ich nicht, wie großen Werth Sombart gerade seiner Attacke gegen Bücher beimißt, und schriebe er nicht glänzend genug, um unkritische Enthusiasten zur selben Werthung hinzureißen. Mir ist diese Verirrung eine geringfügige Episode im Genuß des Werkes geblieben. Erhebt sich doch schon am Ausgang des selben Abschnittes Sombart zu einer Schärfe der Problemstellung, die das prächtige Geleitwort wieder in die Erinnerung ruft und später in den Ausführungen des zweiten Bandes zu den wundervollsten Früchten sozialpsychologischer Erkenntniß gereift erscheint. Obwohl die Ausreise nicht vollendet, nur ein gut Stück gefördert sein mag.

Es giebt kaum etwas Reizvolleres in unseren Tagen als den Streit um die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften (oder Kulturwissenschaften, wie einige modische Denker sehr viel schlechter zu sagen pflegen). Reizvoll sind sie besonders darum, weil die meisten Kämpfer im Kampf das Reich, von dem sie das ihre scheiden möchten, die Naturwissenschaft, gar nicht kennen oder es mindestens durch eine Brille betrachten, deren sich die moderne Naturforschung längst entledigt hat: durch die Brille des alten Kausalbegriffes und des alten Naturgesetzes. Es ist jene Sorte von Wissenschaftsmystik, wie der Materialismus sie als seine Spezialität betrieb: der Aberglaube an den Erkenntnißwerth der Naturwissenschaft, die doch in Wahrheit nur eine besondere Art ist, unsere Vorstellungsinhalte unter Abstraktion von den Gefühlreaktionen anzusehen und zu ordnen. Das „Gesetz“ ist keine ewige, eiserne, große Nothwendigkeit mehr, sondern sozusagen ein denktchnisches Mittel; und die vorsichtige Funktionsformel hat die Kausalverknüpfung abgelöst. Natürlich wird das Gesetz als ordnende Etikette desto werthvoller, je mehr man darunter bringen kann, und seine wachsende und schließlich scheinbar ausnahmslose Gültigkeit ist unser Werk, nicht aber eine Eigenschaft der Dinge. Nach allen Kräften wird nun versucht, den Geisteswissenschaften das Recht auf solche Gesetze allgemeiner Geltung wegzubeweisen. Aus völlig mißverstandenen Aeußerungen Wundts (der die Gültigkeit der sozialen Gesetze als eine empirisch beschränkte schildert) hat Biermann kürzlich bestritten den Schluß gezogen, daß es dann keine Gesetze seien, die es eben in der Sozialwissenschaft gar nicht geben könne. Von seinem Standpunkt aus mit Recht; nur glaube ich, daß der Standpunkt unhaltbar ist. Auch die Naturwissenschaft mußte sich mit Typusgesetzen begnügen, als sie noch in den Kinderschuhen stand, und nach dem momentanen Stande der Forschung hat das Gesetz von der Erhaltung der Energie durch die radioactiven und die catalytischen Er-

scheinungen seine tatsächliche Geltung verloren, so sehr man im Recht ist, sie vorläufig weiter zu postulieren; für das organische Geschehen ist sie ja noch nie mehr als ein Postulat gewesen. Vermissen wir an einem Gesetz empirisch seine Allgemeingeltung, so zeigt uns Das nur an, daß es noch Bestandtheile enthält, die auszuschneiden sind. Eine prinzipielle Halbgiltigkeit der sozialen Gesetze aber scheint mir unbeweisbar zu sein.

Denn die Gesetze der Sozialwissenschaft sind psychologischen Wesens. Entweder leugnet man nun mit Kant die Möglichkeit einer Psychologie als Wissenschaft, weil Mathematik auf die psychischen Erscheinungen nicht anwendbar ist; oder man giebt zu, daß Mathematik lediglich das Formalprinzip der naturwissenschaftlichen Betrachtung, für den Charakter der Psychologie als Wissenschaft aber irrelevant, eine wissenschaftliche Psychologie also mindestens möglich sei. Dann giebt es auch Gesetze in dieser Psychologie und genau wie in der Naturwissenschaft wird unser Vermögen dahin gehen, sie zur Allgemeingiltigkeit zu formulieren. In diesem Sinn hat Wundt seine drei psychologischen Beziehungsgesetze geschaffen: es giebt keine Ausnahme, wo immer geistiges Geschehen sich findet, von der psychischen Relation, von der psychischen Resultanz, vom psychischen Kontrast. In diesem Sinn hat, wie uns Franz Oppenheimer wieder eindringlich nachgewiesen hat, Malthus sein Populationsgesetz gedacht: als ausnahmslos, nicht nur als typisch.

Sombart bleibt nun leider auf der „mittleren Linie“, auf der er zwar Gesetze des sozialen Geschehens, doch mit beschränkter Geltung anerkennt. Er tröstet sich mit „so vielen anderen Wissenschaften“. Welche er meint, weiß ich nicht; vielleicht die Physiologie, die jetzt schon damit zufrieden ist, wenigstens den Offenbarungsglauben ausgeschaltet zu haben. Zwar scheint ihm eine Sekunde doch das Gewissen zu schlagen und er läßt uns den Ausblick auf eine Möglichkeit sozialer Gesetze offen; doch die würden, sagt er, in ihrer Abstraktheit über das soziale Leben nur wenig aussagen. Gewiß: so wenig wie die mechanischen Grundgesetze über den Reichthum des organischen Lebens, den trotzdem in ihnen auszudrücken, das Ziel der Physiologie bleibt. Wer redet hier aus Sombart? Der Aesthet, den es graut, das „tausendfältige Leben mit ödem Formelkram zuzudecken“, wie er wenige Seiten später verächtlich vom Beruf des Forschens schlechthin sagt? Ich hoffe: der Historiker, der instinktiv fühlt, daß keine Entwicklung sich in den Rahmen einer noch so virtuoson Elementarformel pressen läßt. Und der Historiker ist es auch, der ihm auf den bald wundervollen, bald seltsamen Seiten die Feder führte, wo er seine Wahlfreiheit zwischen den beiden ordnenden Prinzipien der causa und des telos rechtfertigt.

In zwei Bänden offenbart sich Sombart hier als einen Forscher großen Stils. Er bläht sich nicht mit der Illusion, daß wissenschaftliche Erkenntniß

den Schleier vom Wesen der Dinge zu lüften vermöchte. Es wird ja vielleicht nicht nur den vom Aufklärungsdünkel besessenen Gelehrtentyp unliebsam berühren, wenn Sombart die wissenschaftliche Forschung die armseligste Art unseres Verhältnisses zur Welt schilt; ich habe mich des kühnen Sages gefreut, obgleich mir seine positive Wendung, der Preis des Aesthetischen, nicht sehr befriedigend erscheint, da ich als das wahrhaft lebendige Verhältniß zu den Dingen nur das religiöse zu bewerthen vermag. Aus diesem Bekenntniß Sombarts aber ergiebt sich von selbst, daß er auch den Wegen der Forschung, wie ihren Zielen, die beweglichste Relativität zuspricht. Grundsätzliche Relativität, nicht bloß methodische, die ja Niemand bestreiten würde: je nachdem soll die kausale, soll die teleologische Betrachtung die zweckmäßigere und darum gebotene sein. Heute die kausale; in einem sozialistischen Gemeinwesen die teleologische. Dieser Wagemuth der Prophezeiung hat mich nicht minder sympathisch angemuthet. Bücher zwar schrieb gegen diese Art Sombarts factastisch, er selbst zähle zu den altmodischen Leuten, nach deren Meinung es die Wissenschaft nur mit Dem zu thun habe, was war und was ist; aber straft nicht die Geschichte der Forschung den leipziger Denker hier auf ihren ruhmreichsten Blättern Lügen? Um nur ein Beispiel zu geben: wie unermesslich fruchtbar ward für den klärenden Meinungsstreit der Satz von Clausius, daß die Entropie des Weltalls einem Maximum zustrebe! Zu wie eifriger Nachprüfung hat hier der unerträglich Gedanke an ein solches Ende der kosmischen Entwicklung die Physiker gespannt! Sollte der Sozialforscher nicht eine Möglichkeit erwähnen dürfen, die, wie immer es um ihre Realisirung bestellt sein mag, doch, als Endziel unserer größten politischen Partei, einer ganzen, täglich erstarkenden Klasse der Gesellschaft vorschwebt?

Trotzdem ist es der Theilerrthum eines größeren Irrthums, wenn Sombart für eine sozialistische Gesellschaft eine kausale Betrachtung unsinnig nennt. Es trifft zwar vollkommen zu, daß *causa* und *telos* ordnende Prinzipien in der sozialwissenschaftlichen Betrachtung darstellen; aber sie sind nicht koordinirt und nicht das Zeitalter entscheidet über die Wahl, sondern die jeweilige Problemstellung. So lange die Sozialwissenschaft beschreibend und vergleichend bleibt, muß sie teleologisch sein. Denn das psychische Erleben ist seiner Eigenart nach überall Wollen, Trieb, Zielstreben, — oder wie man es nennen will; und es ist sicherlich keine geringfügige Aufgabe, die das wirtschaftliche Dasein bestimmenden Willenserscheinungen genau zu beschreiben und zu vergleichen. So lange sie dieser Aufgabe sich widmet, respektirt die Sozialwissenschaft nothwendig das psychologische Faktum der Illusion einer Willensfreiheit, ist sie eben teleologisch geartet. Aber die Psychologie schreitet von der Kenntniß der Willensakte zur Kenntniß von deren Zusammenhang, also der Bestimmtheit jedes einzelnen durch einen anderen psychischen Vorgang fort; der Zweck

wird Motiv, das telos wird causa. Die Wissenschaft erklimmt ihre zweite Stufe; ihre Aufgabe ist eine kausale geworden. Und je nachdem sie elementare oder Entwicklungsgeetze aufzudecken sucht, hat sie die Kausalität der Synthese oder der Genese uns zu entschleiern. Es giebt eine Stufe, wo alle psychologische Forschung erst einmal teleologisch geartet sein muß, und es giebt eine spätere, wo sie kausal wird. Daß die spätere die höhere Stufe sei, ist eine Werthung, die uns die Bedeutung der Wissenschaft für praktische — technische oder religiöse — Dinge diktiert; ich stimme Sombart zu, wenn er diese Werthentscheidung als Forscher ablehnt. Doch sicherlich ist die spätere Stufe, einmal erreicht, nun auch die definitive; die teleologisch charakterisierte Beschreibung und Vergleichung rückt in die Stellung der Hilfswissenschaft, mag sie auch zeitweilig — etwa, wo ganz neue Stoffgebiete gefunden werden — wieder ins helle Licht des Vordergrundes treten. Immer mehr Zweckreihen als Motivreihen zu erforschen, ist der Gang der Psychologie, auch der sozialen, und das sozialistische Gemeinwesen, das diesen Gang änderte, umkehrte, müßte so beschaffen sein, daß es auch in der Realität keine Motiviertheit mehr zuließe, — müßte also ein Un Ding sein. Was Sombart die „blinden“ Marktgesetze nennt, die heute herrschen und die Sozialforschung kausal stempeln sollen, sind in Wahrheit nur besonders dunkle Kausalkomplexe; wo wir uns nicht zurechtfinden, schelten wir ja gern die Dinge blind, statt uns selbst blind oder die Dinge dunkel zu nennen. Die psychologische Forschung kennt nicht Engels' Sprung aus der Nothwendigkeit in die Freiheit; sie geht genau umgekehrt, sie sucht möglichst viele Akte der illusionären Willensfreiheit als Ereignisse der Willensbestimmtheit darzustellen. Und nicht nur gegen Stammler: auch gegen Sombart behält, in dieser einen Frage des Forschungsprinzips, Karl Marx Recht.

Um Sombarts Verhältnis zu diesem hegelianischen Dialektiker ist eine eigene Sache. An drei Punkten galt es, Stellung zu Marx zu nehmen: und jedesmal hat Sombart die Position gewechselt. Er ist, mit einem Zugeständniß an die Teleologie, hinter ihn zurückgegangen im Forschungsprinzip. Er hat sich völlig von ihm losgemacht in der Auffassung der treibenden Kräfte alles wirtschaftlichen Lebens, die für ihn psychische und nur psychische sind. Er hat sich zu ihm bekannt in der Aneignung des „konstruktiven“ Gedankens, im Glauben an die Möglichkeit, alle historischen Erscheinungen zu einem sozialen System aufzubauen. Und doch hat ihn dies ideale Bekenntniß vor der realen Untreue nicht zu schätzen vermocht. Denn Sombart meint unter einem sozialen System ein historisches. Ihm ist sonnenklar, daß die Entwicklung sich nicht auf eine zeitlose Formel bringen läßt, daß die genetische Wirklichkeit nicht synthetisch gefaßt werden kann. Ihm sind soziale Theorien wörtlich: „je für bestimmte, historisch abgrenzbare Wirtschaftsperioden

je verschiedene Theorien“; „einheitlich geordnete Erklärungen aus den das Wirthschaftsleben einer bestimmten Epoche prävalent beherrschenden Motivreihen der führenden Wirthschaftssubjekte“. Das ist freilich nicht der psychologisirende Historismus, der eine glänzende, doch ablösungreife Phase volkswirtschaftlichen Forschens beherrschte: es ist aber eben so wenig Marxens Dialektisierung der Historie, sondern moderne Entwicklungswissenschaft, wie ihr zuerst mit allen Kräften Lamprocht über den neurantianischen Historismus und die marxistische Dialektisierung hinaus Bahn gebrochen hat. Das sollte man sich überlegen, ehe man in schmeichelnder oder feindsüchtiger Absicht Sombart mit Marx in einem Athem nennt. Er hat preisgegeben, was an Marx sterblich ist: seinen Materialismus und seine Dialektik; grundsätzlich hat er leider auch preisgegeben, was an Marx bleibend ist: den ausnahmslos kausalen Standpunkt (ein Trost, daß er ihn für die vorliegende Aufgabe wenigstens bewußt festhielt). So wenig, daß man es in diesem letzten Punkt bedauern muß, hat Sombart noch Etwas mit Marx zu schaffen; und wo sie am Stärksten unmarxistisch, antimarxistisch wird, dort liegt die wirkliche Größe seiner Leistung. Denn weder in seiner prinzipiellen Wissenschaftslehre noch in seiner sozialhistorischen Theoretik, sondern in seiner Wirthschaftspsychologie, der induktiven Führung psychologischer Analyse, Synthese und Genesis, finde ich den Sombart, dem ich ohne Zögern neben Wundt und Lamprocht, Bücher und Regel stelle. Neben sie, weil er ein Eigener neben ihnen ist, nicht Einem der Vier über die Schulter lugt, sondern die Dinge sieht und uns sehen läßt, wie jeder bedeutende Geist: *à travers un tempérament*.

Soll ich Einzelheiten aus dieser Meisterarbeit herausheben, ihre Eigenart für ein Exzerpt zurechtklittern und den Genuß der Schöpfung durch einen doch nur faden Vorgesmack verleiden? Nur auf zwei Stellen möchte ich hindeuten, weil sie mir Gipfel der sozialpsychologischen Linie zu sein scheinen. Sombart hat das Handwerk und die kapitalistische Unternehmung mit äußerster Unversöhnlichkeit geschieden. Es ist nichts in ihm von der wehmüthigen Romantik Büchers, die so gern ins alte Dorf, in die alte Stadt sich zurück-erinnert und nicht daran glauben mag, daß all Dies vorüber sein soll. Den Duft der Poesie, der jeden kleinen Essay Büchers umwebt, würde man bei Sombart vergeblich suchen. Ja, ich gestehe, ich finde ihn ungerecht, wo er vom Reinenmenschlichen des alten Bürgerthumes redet, ich finde ihn banal, wo er die kommende ästhetische Kultur ausmalt. Doch sind etwa zwei, drei Uebertreibungen wunderbarlich und sündhaft bei einer Kritik, vor der aller romantische Rebel zerfließt, die mitleidlos trennt, was war, von Dem, was ist und was wird? Man kann über die Berechtigung der Produkte dieser Scheidung mit ihm streiten; die Scheidung selbst, als psychologische Analyse, scheint mir eine der stärksten wissenschaftlichen Leistungen zu sein, die wir in

den letzten Jahren erlebt haben. Es zeugt auch von einem seltenen Taft für die Begrenzung der (von den am Wenigsten Berufenen immer am Liebsten beschworenen) geschichtlichen Wirklichkeit durch die zergliedernde Denkarbeit, wenn Sombart am Eingang seiner Untersuchungen definiert, was die kapitalistische Unternehmung für ihn sei. Die analytische Methode ist die natürlichste, denn sie greift an einem Ganzen an, das doch immer vor den Theilen Realität besitzt; aber sie ist auch die schwerste, weil sie den Denker zwingt, in der Wirklichkeit zu bleiben, während es so einfach sich macht, aus realen oder phantastischen Elementen eine schwindelnde Synthese oder Genese zu thürmen. Und doch hat Sombart diesen Weg, den er richtig als den für echte Forschung allein gangbaren erkannte, nicht gescheut. Das selbe Lob verdient seine Zergliederung der vielberufenen neuen Handwerkformen, vor Allem der in den Münchener Vereinigten Werkstätten betriebenen Thätigkeit. Wer Augen hat, zu sehen, muß hier merken, wie starke Bedeutung die Spürkraft des Forschers für die praktische Politik gewinnt: aus diesem Arsenal kann man manche scharfgeschliffene Waffe entlehnen, um vielgebrauchten Schlagwörtern des Tages den Garaus zu machen. Ein gefährlicherer Gegner als Sombart wird den Mittelstandsrettern und der kleinbürgerlichen Politik aller Nuancen überhaupt kaum erstehen. Hinter Tischen, Werkzeugen und Maschinen sieht er, unbeirrt durch fälschende Titel, den besetzten Menschen, sieht die Eigenart der psychischen, der betreibenden und vorzüglich der wirtschaftenden Leistungen. Was den Handwerkschwärmer mit dem Marxisten verbindet — die virtuose Fähigkeit, eigene fromme oder unfrome Wünsche als den Geist der Zeit uns zu präsentiren —: dafür fehlt Sombart jedes Organ. Ohne Erbarmen zerrt er unter den Illusionen die Wirklichkeit hervor. Pietät und Poesie gehen dabei zum Teufel; aber das Forschen ist ja auch keine moralische oder poetische Beschäftigung; was nicht ausschließt, daß es nach Sombarts eigener Forderung eine Kunst sein darf.

Es ist bei ihm eine: sein Werk ein Kunstwerk und sein Schöpfer ein Meister, wenn man den mit Goethe an der Beschränkung erkennt. Gerade darum wird freilich Sombart vor der Kritik einen schweren Stand haben. Der Eine wird ihm sagen, daß er kein Soziologe, der Andere, daß er kein Historiker, der Dritte, daß er kein Ethiker sei. Ich kannte als Student einen berühmten Examinator, der sein Opfer zuerst fragte, womit es sich beschäftigt habe, und dann Das prüfte, was ihm nicht aufgezehrt worden war. So ähnlich machen es viele wissenschaftliche Kritiker. Sie werden Sombart vorwerfen, er schweige darüber, ob er seine treibenden wirtschaftlichen Kräfte für die primären Geschehnisse der sozialen Entwicklung schlechthin und seine objektiven Bedingungen für ihre Folgen halte, ob er also einer wirtschaftspsychologischen Geschichtsauffassung huldige, — falls man es nicht vorzieht,

sie ihm einfach unterzuschieben. Und doch lag dies Schweigen gerade in seiner Aufgabe. In den Naturwissenschaften würde Keiner, der sein Leben der Erforschung des Stoffwechsels pflanzlicher Nahrungsmittel widmete, verdächtigt werden, er zähle zu jener vegetarischen Sekte, die in der Nahrungsweise das Entscheidende alles menschlichen Thuns erblickt. So weit sind die Geisteswissenschaften noch nicht. Hier ist klare, reinliche Scheidung noch als blinde Einseitigkeit, höchster Kritizismus noch als starrster Dogmatismus verschrien. Sombart wird als seinen schwersten Mangel bedauern hören, daß er die Aufgaben der Wirthschaftsforschung mit seltener Klarheit erkannt, umgrenzt und einige davon zu lösen versucht hat, aber nicht that, was Lamprecht zu thun hatte, dessen Sache es ist, die Frage nach dem Verhältniß zwischen treibenden Kräften und objektiven Bedingungen zu beantworten. Geduld! Jedes Jahr beseitigt ein paar Mißverständnisse; und wenn wir erst einmal zehn Ordentliche Professoren haben, die klar darüber sind, was die Wirthschaftswissenschaft, verglichen mit Soziologie und Geschichte, verglichen auch mit der Psychologie der Sprache, Mythe, Sitte und Masse, zu leisten hat, dann wird auch in den akademischen Hörsälen von dem modernen Kapitalismus oft und eindringlich die Rede sein. Bis dahin muß der Forscher Sombart sich mit dem Verständniß Einzelner begnügen; den Menschen tröstet vielleicht ein Wenig die Popularität bei den Vielen, die andere Seiten seiner von der Natur so reich bedachten Persönlichkeit, nicht die rein wissenschaftlichen, ihm heute schon gesichert haben.

Charlottenburg.

Dr. Willy Hellpach.



Psychopathie der Kinder.

Der Begriff — oder vielmehr der ausgebehnte Begriffskomplex — der psychopathischen Minderwerthigkeit ist nicht mehr Sonderbesitz der Nervenärzte. Eine ins Ungeheure angeschwollene Fachliteratur dringt um so rascher in Laienkreise, je mehr die ererbten oder — zum kleineren Theil — neu erworbenen Belastungen, die psychopathischen Neurosen, zunehmen. Der Arzt, der Irrenhäuser und Nervenanstalten überfluthet sieht, der moderne Kriminalist, der den Verbrecher als psychopathisch belastet und das Verbrechen selbst als soziale Krankheitserscheinung betrachtet, der Pädagoge, von der Volksschule bis hinauf zur Universität — denn die psychopathische Minderwerthigkeit ist durchaus keine Proletarierkrankheit —, aber auch jeder Einzelne in seinem Verhältniß zu Kindern, Untergebenen, Schutzbefohlenen hat dringenden Anlaß, sich mit diesen neuen Leidensformen vertraut zu machen.

Gerade dem Laien scheint es vielfach, als seien die Schranken ganzer Begriffskategorien, wie Gut und Böse, Recht und Unrecht, zu Gunsten der „krank-

haften Belastung" gefallen; und dagegen sträubt sich das robust bürgerliche Rechtsgesühl, das nichts von seiner persönlichen Logik aufgeben mag: die Strafe des Verbrechers sei in erster Linie nicht sowohl das Recht des Verbrechers oder auch des Beschädigten als vielmehr des Amateurpsychologen, der im Gerichtssaal „interessante Fälle" studiert. Dieser gut bürgerlichen Logik hat Lombroso mit seiner Schule viel zugemuthet. Reklamiren sie doch für die psychopathische Belastung nicht nur den Verbrecher, den Anarchisten, die Prostituirte, sondern auch das Genie, das freilich dem „Normalmenschen" zu allen Zeiten einigermaßen verdächtig war, und sogar den sonst so angesehenen Antisemiten, obwohl man föhlig den Kampf um physische und ethische Rasseinheit auch für ein Zeichen besonders normaler Gesundheit halten könnte. Wer aber ist ein Normalmensch? Ferri veröffentlicht die Antwort Lombrosos auf eine telegraphische Anfrage des New-York-Herald nach der Beschaffenheit des „normalen Menschen"; sie lautet: „Ein Mensch, der über einen gesegneten Appetit verfügt, ein tüchtiger Arbeiter, geschäftsklug, egoistisch, geduldig, jede Wachtsphäre achtend, — ein Hausthier". Diese Definition klingt jedenfalls recht tröstlich.

So weit physische Gesundheit mit der gegebenen Lebenslage zusammenhängt, wäre Der gesund, der sein Huhn im Topf hat und um „kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Aber auch dieser Maßstab ist offenbar unzuverlässig, da die zahlreichen Nervenanstalten, die für den Geldbeutel der Besitzenden errichtet wurden, die Fälle der direkt Kranken, der nur Problematischen und der für das soziale Leben Untauglichen nicht fassen können. Unbekannt wird wohl immer das Verhältnis der in Anstalten aller Art internirten Psychopathischen zu denen bleiben, die in der Freiheit leben, entweder, weil der pathologische Zustand unerkannt blieb, oder, weil die pekuniären Verhältnisse, auch wohl das nach dieser Richtung besonders empfindliche Schamgefühl der Familien sich der Aufnahme in Anstalten entgegenstellten. Daher das allseitige Erstaunen, wenn aus dem Schoße solcher „guten" Familien plötzlich Gewalttakte, Verbrechen oder Selbstmorde hervorsteigen.

Die schnell wachsende Zahl der Selbstmorde von Kindern und Jugendlichen — durchaus nicht nur der untersten Schichten — ist das erschreckende Symptom eines die Gesellschaft bedrohenden pathologischen Zustandes. Sie zeugt für die abnehmende moralische Widerstandskraft gegen das Leiden der Welt, das doch so viele unserer tiefsten Denker als eine gegebene, in allen Kulturen unveränderliche Summe betrachten. Die für den Einzelfall nicht eben geistreiche, aber schon typisch gewordene Erklärung: „in einem momentanen Anfall geistiger Unnachtung" bezeichnet nicht übel die Empfindung völliger Verständnislosigkeit gegenüber einer solchen im Wachsen begriffenen Menge von Individuen, die finden: aucun jeu no vaut la chandelle. Bei näherem Zusehen scheint die Zahl der aus moralischer Lebens- und Willensschwäche begangenen Selbstmorde die der im Affekt verübten weit zu übertreffen. Auch die Ausschaltung des „lieben Gottes", die materialistische Lebensauffassung, die man vielfach für solche trübe Erscheinung verantwortlich machen will, wird nur auf gewisse Naturen — eben die psychopathisch veranlagten — niederdrückend wirken. Millionen kommen ohne einen Gott ja vortrefflich aus und gedeihen ohne Methaphysik zu stattlicher Blüthe.

Auch das Milieu, in das ein Mensch sich hineingestellt findet, ist, mit

seiner überkommenen Summe von Urtheilen und Vorurtheilen, nur von sekundärer Bedeutung gegen das Eingeborene, von einer langen Ahnenreihe Ererbte. Gedächtnißfunktion der Materie, Gedächtniß der Plastidulen, der kleinsten aufbauenden Theile, nennt es der Fachausdruck, der Physisches und Psychisches mit diesen Begriffen umfaßt. Die psychopathisch Minderwerthigen also tragen die schwere Bürde des ererbt überkommenen Pathologischen. Das ist eine Tragik, die durchaus nicht erst Bösen der Kunst erobert hat. Der besessene Knabe auf Raffaels Transfiguration trägt die typischen Züge ererbter Epilepsie; Faune und Satyrn zeigen so ziemlich alle Stadien alkoholistischer Hirnauflösung; Cervantes hat zweifellos den Größenwahn und die „fixe Idee“ der Pathologischen studirt; George Sand giebt im Sohn der Consuelo eine großartige Studie des psychopathisch Entarteten; Othello, Lear, der Dänenprinz: sie Alle sind von einer mania Besessene. Und ihre Vorbilder leben zu allen Zeiten in Tausenden von Unglücklichen hinter Zollhaus- oder Gefängnißmauern.

In den psychopathisch veranlagten Kindern aber ruhen die Keime für unzählige Lebenstragödien. Das kindliche Centralorgan des Nervenlebens leitet sie dann leise weiter: Ueber- oder Unterempfindlichkeit der alle Sinnesindrücke vermittelnden Hirnrinde; Konstruktions- oder Entartungsfehler der Gehirnmasse, Schädelenge, — die Möglichkeiten fehlerhafter Dispositionen scheinen, obwohl sie sich für den Psychiater in große, abgegrenzte Gruppen sondern, unübersehbar. „Die Natur arbeitet nach keiner Schablone“, sagt der jenerer Psychiater Binswanger in seinem Gutachten über den Geisteszustand des unglücklichen Studenten Fischer, der seine zärtlich geliebte Brant erschöß. Schon fordern Psychiater und Psychologen, den Begriff einer „Minderverantwortlichkeit“ ins Strafrecht aufzunehmen. Doch braucht die fehlerhafte Veranlagung der Kinder nicht nothwendig die Tendenz zur krankhaften Weiterentwicklung in sich zu tragen. Köpfe allerersten Ranges — ich nenne nur Darwin, Liebig, Gauß — waren im kindlichen Alter von fast schwachsinnliger langamer Entwicklung; während berühmte „Wunderkinder“ — ihre eigentliche Domäne lag meist in den (im mechanischen Sinn) verwandten Gebieten der Töne und der Zahlen, also in besonders kraftvoller Gedächtnißfunktion — sehr häufig enttäuschen. Zur Weiterentwicklung fehlerhafter, krankhafter Anlage trägt naturgemäß die äußere Umgebung, tragen in verwirrenden Evolutionen begriffene Zeitideen bei. Der Tölpelwahn, das in Verzückungen ertragene Martyrthum der religiös Verwirrten werden heute durch epileptische Veranlagung erklärt. Ja: strategische Fehler, die Napoleon im russischen Winterfeldzug beging, sollen beweisen, daß ihn die eigenthümliche Form seiner epileptischen Anlage — an manchen Tagen unüberwindliche Schlafsucht — in kritischen Stunden überfallen habe.

Von großen, ausgedehnten Unternehmungen, die Epileptische im Zustande partiell aufgehobenen Bewußtseins durchgeführt haben, giebt der bonner Psychiater Pelman viele Beispiele. Er zeigt uns Individuen, die große Reisen über das Weltmeer, Wochen lang dauernde Fußtouren unternommen, alle dafür zweckmäßigen Handlungen von Etape zu Etape ausgeführt hatten, um, am Ziel angelangt, aus einer doch also nur partiellen Bewußtseinsstörung zu erwachen, ohne Ahnung, wieso und zu welchem Zweck sie sich eigentlich an diesem Endpunkt einer langen und komplizirten Reise befänden. Wie gefährlich so Belastete unter

dem Einfluß schlimmer Lebenslagen oder gewissenloser Ausbeuter werden können, lehren unzählige Kriminalfälle.

Auf der Sophienhöhe bei Jena liegt das Erziehungsheim des Direktors Träuper. Seine ausgebreiteten, stattlichen Räumlichkeiten mitten in gepflegtem, bergigem Waldpark bilden die Welt einer mäßig großen Schaar von Knaben und Mädchen — Kindern der besitzenden Stände —, die für das Leben gestählt und erzogen werden sollen. Die Meisten sind Belastete; durch Geistes- oder schwere Nervenkrankheiten der Eltern, Alkoholismus ferne Ahnen, eheliche Inzucht, geistige Ueberarbeitung, Ueberreizung des Vaters zur Zeit der Zeugung. Oft sind die Ursachen der Debilität unzweideutig nachweisbar.

Wann sich zuerst die psychopathische Minderwerthigkeit zeigt? Eine un-
gemein hoch begabte junge Amerikanerin, Helen Keller, blind und taubstumm von zartem Kindesalter an, erschien ihrer Umgebung sdsartig, krankhaft reizbar, gewaltthätig, bis eine liebevolle Pflegschwester durch Verständniß für Das, was die Unglückliche nicht auszubringen vermochte, Einfluß auf sie gewann. Helen Keller ist heute durch Privatunterricht, der die ihr zugänglichen Verständigungsmittel benutzte, so weit gelangt wie jeder fleißige Student eines englischen collegio. Auch die Welt der übersinnlichen, religiösen und philosophischen Vorstellungen konnte ihr erschlossen werden. Bei ihr aber handelt es sich nur um defekte Sinnesorgane; ihr Geistesleben ist von besonderer Kraft und Feinheit der Auffassung.

Die belasteten Kinder haben die Grenze ihrer Entwicklungsmöglichkeit mit ins Leben gebracht. Diese äußerste Grenze der Erziehbarkeit nun aber in jedem Einzelfall auch wirklich zu erreichen: Das ist die Aufgabe, die sich und seiner Anstalt der humane und scharfsichtige Direktor Träuper stellt. Wir gehen von Gruppe zu Gruppe. Die meisten Kinder sind in körperlich vorzüglichem Zustande, blühend und abrett, lebhaft gefesselt von ihren Beschäftigungen. Ein großes Pflegepersonal, akademisch und seminaristisch gebildete Lehrer, Handwerksmeister für den Unterricht in den Schreiner- und Mobellirwerkstätten, im Bier- und Ruzgarten unterrichten stets nur kleine Gruppen von Knaben und Mädchen, die nicht in Alters-, sondern in Intelligenzklassen geschieden werden. Ein lebenswürdiger Ton, offene Zutraulichkeit auch gegen den fremden Besucher, ein glückliches Familienleben unter den Schicksalsgenossen.

Ulmählich fallen dann einzelne Kinder auf. Ein schönes Blondinchen mit heiterem Lachen; nur das Lachen will nicht recht weichen, der kleine Kopf ist unruhig wie der Kopf eines Vögelchens, rückt fahrig nach rechts und links. Das Mädchlein hatte vorher so nett einen Kaffeetisch rüsten helfen, den kleineren Gebäud. ausgeheilt; ein eifriges Hausmütterchen, ein liebliches Gemüth steckt in der Anlage. Nur verhaspelt sie sich nach den ersten Versen eines Gedichtes; gestern konnte sie es noch. Eine Schwachsinrige. Die Eindrücke bringen nicht tief, sie wechseln rasch, können nicht Wurzel fassen. Wäre das Kind nicht als krank erkannt worden, es wäre in Schule und Haus gescholten, bestraft, verhöhnt, um den Rest seiner Ruhe und Fassung zerquält worden. Wer kennt nicht das Martyrium der minderwerthigen Schüler! Das jagdbare Thier im Walde ist nicht äbler dran als diese Märtyrer der Verständnißlosigkeit.

Ein junger Flahnachbar sagt das Gedicht bis zum Ende auf. Sehr langsam, die tiefliegenden Augen mit der finsternen Falte zwischen den Brauen

fest auf die verchränkten Hände gerichtet. Er kam als gänzlich Apathischer in die Anstalt, körperlich und geistig in fast lethargischem Zustand. Alle „Nachhilfestunden“ — die doppelte Arbeit also einem Kopfe zugemuthet, der für die einfache zu schwach ist — hatten ihn nicht auf die Höhe irgend einer Schulklasse zu heben vermocht. Nun haben, sorgfältig dosirt, Ruhe und Gymnastik, Aufenthalt im Freien, friedliches Behagen an Stelle der früheren Hege ihn so weit gebracht, daß wieder Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden konnten. Und in dem fast schon aufgegebenen Knaben zeigte sich ein Talent für Sprachen; nicht im philologischen Sinn natürlich, sondern eine leichte Aneignungsfähigkeit für die Scheidemünze der Konversation. Man darf schon jetzt hoffen, daß er in den ausgedehnten kaufmännischen Betrieben des Vaters ein Arbeitsfeld finden wird.

Manchmal gelingt es, Jüglinge bis zum Wiedereintritt in höhere Schulen zu bringen. Das sind aber vereinzelte Fälle. Manchem eröffnen sich technische oder landwirthschaftliche Berufe. Alle Lehre wird hier in Beziehung zu den Erscheinungen des Lebens, den Kräften der Natur, den Forderungen der Menschen gebracht. Alles mehr mechanische Drillen der Gedächtniskraft fällt fort und eine Reizung zum Grübeln, zum unklaren Versinken kann in der stets angemessen beschäftigten und ausgefüllten Gemeinjamkeit, unter unablässiger Führung gar nicht aufkommen. Diese Kinder nehmen ein harmonisches Weltbild mit in das Leben: das Bild der Anstalt, die so lange ihre Welt war, und eine Sittenlehre, die sich auf Pflichterfüllung, treue Kameradschaft, Herzengüte und Achtung einer Autorität gründet. Diese Begriffe konnten um so fester wurzeln, als kein ihnen feindlicher Einfluß an die Kinder herankam. Ein ruhiger und bescheidener Wirkungskreis und die eigene, eng bemessene Urtheilskraft bewahrt ihnen wohl vielfach die Illusion eines Lebens, in dem das schlechthin Gute herrsche. In harten Konflikten, unter Entbehrungen oder Selbstgefühlskränkungen, aber auch in zur Gewohnheit gewordenen Ausschweifungen gehen später freilich nicht selten die guten Resultate mühevoller Erziehungsjahre wieder verloren.

Der Staat und die Gemeinden sollten Fülrsorgeanstalten schaffen, Herbergen und Sanatorien für das Riesenheer Derer, die Eduard von Hartmann als sechsten Stand bezeichnet und die er — wenigstens begrifflich — von dem bisher letzten Stande der Proletarier gelöst, unter sie herabgedrückt wissen will. (Schon, weil es bei ihrer wirtschaftlichen, sittlichen und körperlichen Verkommenheit mit den proles, den Nachkommen, kümmerlich aussieht.) In diesen sechsten Stand — den verkommenen und zerfahenden — sichern unablässig von oben die degenerirten Elemente herab. Kein Preis wäre für solche Anstalten zu hoch; in unangreifbaren Ziffern hat Professor Pelman festgestellt, daß eine einzige Trinkerfamilie durch den Schaden, den sie in verschiedenen Generationen verursachte, den Staat fünf Millionen Mark gekostet hat. Doch könnte man sie auch Alle unterbringen: immer blieben noch die Anderen, die, nicht erkannt oder nicht als gemeinschädlich betrachtet, Unheil stiften, Ehen schließen und mit ihrer fehlerhaft geborenen Deszendenz die Gesellschaft verseuchen. Aber ist nicht schon viel geschehen, wenn man die Schaaren der Degenerirten um die Hälfte, um ein Viertel nur geschmälert hat?

Selbstanzeigen.

Amerikanismus. Schriften und Reden von Theodore Roosevelt, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Präsident Roosevelt ist der typischste Vertreter des heutigen Amerikanenthums, über dessen wahres Wesen bei uns noch immer recht nebelhafte und veraltete Vorstellungen herrschen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß Amerika für unsere Begriffe nichts weiter war als die letzte Zufluchtsstätte gescheiterter Existenzen, als ein Land, das gerade gut genug schien, die große Zahl Derer aufzunehmen, die aus dem einen oder anderen Grunde ihr Fortkommen in der alten Heimath nicht finden konnten. Und die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Vereinigten Staaten zu einer Großmacht ersten Ranges ging mit zu schnellen Riesenschritten vor sich, als daß sich Europa leicht an den Gedanken gewöhnen konnte, in Amerika einen gleichberechtigten und ebenbürtigen Konkurrenten in dem Weltgetriebe zu sehen. Besonders als Kulturfaktor schien es minderwerthig; man hatte sich gewöhnt, mit einer gewissen Geringschätzung von dem „Land des Dollars“ zu sprechen, und Dankethum war für Viele gleichbedeutend mit Selbstprophetium und unberechtigter Ueberhebung. Um das Wesen des Amerikanismus, um die amerikanische Seele kümmerte man sich nicht. Doch schon die nähere Bekanntschaft mit einer Persönlichkeit, wie es Roosevelt ist, genügt, um unser bisheriges Urtheil als veraltet zu erkennen. Denn Roosevelt ist keine Ausnahmemeerscheinung, sondern nur ein besonders markanter Typus. Es ist ein Zeichen der Charakterstärke und innerlichen Festigkeit dieses Mannes, daß er als Präsident Dem treu geblieben ist, was er in zahlreichen Wahlreden und Zeitungartikeln zu einer Zeit vertreten hat, wo er wohl selbst kaum den Gedanken an die Präsidentschaft ernsthaft erwogen haben mag. Das frische, muthige, um keine Tradition sich kümmernde feste Rupacken zeichnet ihn auch in seiner Eigenschaft als Präsident aus. Bekannt ist, welches Entsetzen es erregte, als Roosevelt bald nach seinem Amtsantritt den Negeiprofessor Booker-Washington zu sich ins Weiße Haus lud. Und wir sehen, wie sehr Roosevelt sich die Sympathien in den Südstaaten zu verschmerzen droht, da er weiter bemüht ist, aus der theoretischen Gleichberechtigung der schwarzen und weißen Rasse praktische Konsequenzen zu ziehen. Käme es Roosevelt lediglich darauf an, Propaganda für seine Wiederwahl zu machen, dann würde er sich hüten, so energisch zu einer Frage Stellung zu nehmen, der seine Vorgänger sorgsam aus dem Wege gegangen sind. Aber er verachtet den Feigling und ist ein Mann aus einem Guß. In einem Artikel über den „wahren Amerikanismus“ sagt er einmal: „Niemand werden wir die Gefahren, die uns umgeben, überwinden, nie etwas Großes zu Stande bringen; nie das hohe Ziel erreichen, das die Gründer und Verteidiger unserer mächtigen Republik uns vorgezeichnet haben, wenn wir nicht mit Herz und Seele, in Wort und That Amerikaner sind, durchdrungen von der Verantwortlichkeit, die der Name Amerikaner uns auferlegt, und stolz auf das große Vorrecht, diesen Namen tragen zu dürfen.“ Das Wesen des amerikanischen Volkes lehren Roosevelts Reden und Schriften uns klar erkennen. Deshalb habe ich eine kleine Auswahl dieser Reden und Schriften ins Deutsche übertragen.

Die Weltordnung. Dritter Band: Die Antwort auf die soziale Frage.
Preis 4 Mark. E. & O. Bütow, Braunschweig.

Das soziale Problem habe ich von einer neuen Seite zu beleuchten versucht. Als Ingenieur gehe ich von der Naturwissenschaft aus, prüfe die organische Welt und suche eine Erklärung des durch unser Leben klaffenden Zwiespaltes, aus dem die soziale Frage erwuchs. Vom Christenthum, von der Freimaurerei, von den wichtigsten Kulturfaktoren ist dabei die Rede. Wenn das Buch unter Gebildeten viele Leser fände: vielleicht fände es auch manchen Freund.

Braunschweig.

Otto Bütow.

Der Nil, seine Hydrographie und wirtschaftliche Bedeutung. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle.

Diese Schrift ist als viertes Heft des vom Professor Dr. R. Dove herausgegebenen Werkes „Angewandte Geographie“ erschienen. Als kurze Einleitung ist die Lösung des Nilquellenproblems im neunzehnten Jahrhundert vorausgeschickt. Es ist das Verdienst dieses Jahrhunderts, endlich das Dunkel gelichtet zu haben, das so lange über dem Ursprung des Nils schwebte. Als Quellfluß des Nils ist der Ragera anzusehen, der in drei Flüssen auf dem östlichen Rand der Grabensenkung zwischen dem Albert-Edward- und Tanganjika-See entspringt. Auf seinem rund 7000 km langen Lauf entwässert der Nil ein Gebiet von 3110 000 qkm. Von besonderem Werth dürften die Angaben über Gefälle und Wasserführung des Nil sein. Der zweite Haupttheil der Abhandlung, „Die wirtschaftliche Bedeutung des Nil“, zerfällt in die beiden Abschnitte: „Der Nil als Bewässerungader“ und „Der Nil als Verkehrsader.“ Der Nil ist der Schöpfer und zugleich der Erhalter seines Landes; seine lebhafteren oder schwächeren Pulschläge bringen entweder Segen oder Elend. Schon in frühester Zeit wurden deshalb von den Uferbewohnern Beobachtungsstationen eingerichtet, die über Höhe und Zeitdauer des Wasserstandes Aufschluß geben. Wir besitzen Messungen der Nilwasserstände zu Kobah seit dem Jahr 1733. Eingehender untersucht wird die sechsundzwanzigjährige Beobachtungsreihe von Assuan; sie ist zu einer Diskussion besonders geeignet, weil in Assuan noch keine Bewässerungsanlagen auf den Nilstand von Einfluß sind. Das Bewässerungssystem war schon zur Zeit Strabos sehr weit entwickelt; während der Herrschaft der Araber geriethen jedoch die Anlagen in argen Verfall und erst seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde ihnen durch Mehemet Ali wieder gebührende Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu Theil. Mehemet Ali ist der Erbauer des großen Stauwerkes an der Spitze des Deltas; in neuester Zeit sind bei Assuan und Sint zwei neue Stauwerke geschaffen worden, um eine genaue Regelung des Wasserzuflusses Egyptens herbeizuführen. Berechnungen haben ergeben, daß Egypten in einem Jahr durchschnittlich eine Wassermenge von rund 28672 Millionen cbm verbraucht, also ungefähr den vierten Theil der mittleren Gesamtwassermenge, die der Nil bei Assuan führt. Dem Nilschlamm, dessen Zusammensetzung und Stärke näher angegeben ist, wird heute nicht mehr, wie früher, ein allzu hoher Werth als Düngemittel zugeschrieben; die Ursache der großen Fruchtbarkeit liegt in der Natur des Bodens selbst und in den chemischen und phy-

fischen Vorgängen, die sich in ihm vollziehen. In der Bodennutzung des Kulturlandes werden drei Perioden unterschieden; doch kann der Boden alle drei Kulturen in einem Jahre nicht tragen. Vändereien, die allein zur Zeit der Ueberfluthung mit Wasser versorgt werden, dulden nur die Winterkultur, während in Gebieten einer fortwährenden Bewässerung in einem Jahre eine Winterkultur und eine Sommer- oder Herbstkultur möglich ist. Im letzten Kapitel wird die Schiffbarkeit des gemaltigen Stromes untersucht. Schifffahrtshindernisse bilden die Stromschnellen bei Dufala, die Grasbarren (Sedd) in der Gegend des neunten Grades nördlicher Breite und die sogenannten Nillatarakte nördlich von Chartum. Doch die Niesenarbeiten der neuen ägyptischen Nilperron und die äquatoriale Nilregulirung, die ich genau beschreibe, werden bewirken, daß über viertausend km des Nillaufes befahren werden können.

Charlottenburg.

Dr. Hermann Henze.



Sebald Soekers Pilgerfahrt. Insel-Verlag, Leipzig.

Schreiben ist eine Wissenschaft geworden, der Schreibende fast ein wissenschaftlicher Berichterstatter; und so ist es heutzutage wohl sehr gewagt, auf die Voraussetzung zu bauen, die Karikatur habe ein vollständiges künstlerisches Recht, ja, sie sei für gewisse Absichten eine künstlerische Nothwendigkeit. Ich fürchte, man wird diesem Buch „Unwahrscheinlichkeiten“ vorhalten, — obgleich schon ein Blutstropfen unter dem Mikroskop unwahrscheinlich genug aussieht. Auch giebt die Jugend und der Norden den Ton an; modern ist ein Zukunftsidealismus, der durch Zuversichtlichkeit ersetzt, was ihm an Begründung abgeht; man kann daher unbedenklich von der gottähnlichen Vollkommenheit jenes Menschen reden, den wir für nächsten vorbereiten; aber hat Einer die Erlaubniß, in reaktionärer Beschränktheit rückwärts zu schauen, sich zu fragen, ob nicht vor Tolstoi schon manche Braven lebten und ob nicht Manches, das wir „überwunden“ haben, einiges Bedauern verdienen mag? Und gar ein Deutscher, der in Moskau seinen dauernden Wohnsitz hat: darf der als Literat etwas Anderes thun als etwa: Tschekow und Gorki übersetzen? Ach, es ist mit uns „fernen Vandsleuten“ eine eigene Sache. Seit Jahrzehnten hat man die in ihrer Allgemeinheit sehr übertriebene Klage wiederholt, der Deutsche verliere im Auslande schnell seine Art; er kehre als ein Anderer zurück, wenn er zurückkehrt. Wer nun aber sich die überflüssige Nähe geben wollte, sich in die Seele eines solchen Deutschen zu versetzen, Der stiehe da vielleicht auf unerwartete Empfindungen. „Ich bin geblieben, was ich war“, denkt wohl ein solcher Ausgewanderter; „nun kehre ich manchmal in die Heimath zurück und freue mich, die Meinen noch so anzutreffen, wie sie waren und wie ich geblieben bin; aber sie sind anders geworden; ich war ihnen treuer, als sie sich selbst waren. Ich glaubte, mich getäuscht zu haben; leider drängt im nächsten und wieder im nächsten Jahr die selbe Enttäuschung sich auf, stets verstärkt. . .“ Da hätten wir denn doch eine Art von „innerem Erlebnis“, von einem Sinn, der dem Buch zu Grunde liegen könnte. Wenn er aber nicht sogleich in die Augen fielen, wäre es ein Zeichen, daß der Verfasser doch wohl nicht ganz ohne Kunst gearbeitet hat.

Moskau.

Gerhart Oudama Rnoop.



Erich Rathenau.

In der Zeit, wo sich England vom Agram zum Industriestaat wandelte, prägte Carlyle das Wort von den *captains of industry*, von den Fabrikleitern, die, wie in der äußeren Lebensführung, so auch in der Konkurrenz und im Werk selbst, zu ihren Arbeitern, sich immer nur als *Gentlemen* geben. Auch bei uns ist in ähnlicher Situation die selbe Forderung erhoben worden. Mit Recht; auch uns sind Industriekapitäne nöthig. Von einem solchen, dem ich Freund gewesen bin und der leider in jungen Jahren aus dem Leben abberufen wurde, will ich heute erzählen: von Erich Rathenau.

In Gesellschaften war ich ihm zwar mehrfach begegnet, aber wir waren nicht mit einander ins Gespräch gekommen. Da fiel mir im Dezember 1897 in einem Heft der „Zukunft“ eine von Erich Rathenau unterzeichnete Abhandlung, „Neuere Ergebnisse der Elektrotechnik“, auf; sie ging von strengen Definitionen aus, entwickelte gut die Begründung der Wissenschaft, stellte deren Fortschritte übersichtlich dar und schloß mit einigen Ausblicken in die Zukunft. Ich fühlte mich in technischen Dingen viel zu sehr als Laie, um etwa ein Urtheil fällen zu wollen; aber ich hatte einfach als Leser des Aufsatzes die Impression: Das ist eine im besten Sinn des Wortes populärwissenschaftliche Darstellung und der Verfasser muß ein gebildeter Mann sein. Ich setze zur Charakteristik von Rathenaus Stil, der ja, nach Buffons Ausspruch, den ganzen Menschen widerspiegelt, ein Stück der Einleitung hierher:

„Dampf und Elektrizität sind die Stichworte unserer Zeit; aber während die Anwendbarkeit des Dampfes mit der Erzeugung von Kraft und Wärme erschöpft ist, liegt die Bedeutung der Elektrizität in ihrer Vielseitigkeit. Es giebt kaum ein Gebiet unseres industriellen Lebens, auf das der elektrische Strom nicht eingewirkt hätte, und diese Entwicklung drängt sich auf wenige Jahrzehnte zusammen. Vor hundert Jahren noch spielte der Elektriker von Fach etwa die selbe Rolle wie heute der Mann, der auf Messen und Jahrmärkten die *Paterna Magica* oder den Phonographen zeigt. Mit seiner Elektrifiziermaschine, der Leydener Flasche und dem Zuchtschwanz setzte er seine Zuschauer in geheimnißvolles Erauen und bestärkte sie in ihrer Ueberzeugung, daß der animalische Magnetismus das Lebensprinzip aller Kreatur sei. In den folgenden Jahrzehnten, also zu Anfang unseres Jahrhunderts, brachten die Forschungen von Ampère, Ohm, Faraday und Anderen grundlegende Aufklärung über die Gesetze der Fortleitung und der Wirkung des elektrischen Stromes; und mit der Erfindung des Telegraphen im Jahre 1837 war die Elektrotechnik geschaffen. Fast gleichzeitig entstand durch Jacobis Entdeckung der Galvanoplastik die technische Elektrochemie. In wenigen Jahrzehnten war der Erdbreis in ein eisernes Netz von Fernleitungen eingesponnen, durch die mit Blitzesschnelle der menschliche Gedanke huschte, und seit 1866 war die alte mit der neuen Welt durch das metallene Band des submarinen Kabels verbunden. . . Hundertfältig ist heutzutage die Anwendung des Telegraphen. Er regelt die Fahrt der Büge und schützt sie — leider nicht immer — vor Zu

sammenstößen, er meldet das beginnende Feuer und den versuchten Einbruch, er leitet im Felde die Bewegung des Heeres und verbindet die Vorposten mit der Kommandostelle, er warnt den Grubenarbeiter vor schlagenden Wetter und den Seemann vor heraufziehendem Ungewitter. Es ist ein Zeichen des schnellen Fortschrittes unserer Zeit, daß, kaum eingebürgert, der Telegraph schon mehr und mehr durch seinen Rivalen, das Telephon, verdrängt zu werden scheint, und zwar nicht allein im internen Verkehr der Städte, sondern auch im Fernverkehr. In den Vereinigten Staaten wird jetzt schon der Fernsprecher siebenmal häufiger benutzt als der Telegraph.“

Am Abend des selben Tages, an dem ich diesen Aufsatz gelesen hatte, traf ich den Autor im Hause des Regierungsrathes Magnus, damaligen Direktors der Nationalbank für Deutschland. Der Zufall fügte, daß wir bei Tisch neben einander saßen, und ich freute mich, in Erich Rathenau auch einen lebenswürdigen und vielseitig gebildeten Gesellschafter kennen zu lernen. Von da an trafen wir uns öfter; und bald hatte er sich, bei seiner offenen Natur, mir so vollständig angeschlossen, daß er mir Alles anvertraute, was ihm Geist oder Herz bewegte.

Ein etwas schwermüthiger Zug ging durch sein ganzes Wesen. Wer sein Schicksal kannte, mochte sich nicht darüber wundern. Schon als Knabe von zwölf Jahren hatte er sich ein so schweres Herzleiden zugezogen, daß er, auf ärztlichen Rath, aus der Schule genommen und durch Privatunterricht auf das Abiturientenexamen vorbereitet werden mußte. Die Herzaffektionen stellten sich aber von Zeit zu Zeit immer wieder ein. Ihnen ist er dann am Anfang dieses Jahres in Egypten, wohin er zur Stärkung seiner Gesundheit gereist war, erlegen. Der Schwäche seines Körpers blieb er sich stets bewußt und war darum jeden Augenblick aufs Schlimmste gefaßt. Aber niemals ließ er sich durch die Rücksicht auf seine schwache Gesundheit bestimmen, sich in seinen Arbeiten als Direktor des Kabelwerkes der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft eine Beschränkung aufzuerlegen. Und diese Thätigkeit war äußerst anstrengend. Täglich sieben bis acht Stunden unausgesetzter Arbeit in der Fabrik, dazu jedes Jahr anstrengende Reisen, nach Süd- und Westeuropa, manchmal bis nach Amerika, zum Zweck geschäftlicher Konferenzen oder zum Studium fremder Werke und der neuesten technischen Fortschritte. Davon, daß er sich schonen müsse — woran ich ihn gelegentlich erinnerte —, wollte er nichts hören. Die Erfüllung der Berufspflicht war ihm höchstes Ziel und nie kam ihm der Gedanke, seine Stellung als Sohn des gewaltigsten Unternehmers der Elektrizitäts-Industrie auszunutzen, um sich das Leben nach irgend einer Richtung zu erleichtern. Er war mit Leib und Seele Ingenieur und fühlte sich mit dem Werk, das er leitete, so eng verwachsen, daß er ausdrücklich wünschte, im nahen Wald unter den Eichen begraben zu werden, gegenüber den ragenden Schornsteinen seines Werkes.

Für die moderne Sozialpolitik hat er sich immer besonders interessiert, sowohl unter dem allgemeinen Gesichtspunkte des gesellschaftlichen Fortschrittes wie auch unter dem speziellen der Fürsorge für seine Arbeiter. Lange Abende trug er mir seine Gedanken über die Aufgaben des Fabrikanten auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege vor und mit heißer Begier griff er nach den Werken Carlyles und den sozialen Romanen D'Israels, deren Lecture ich ihm empfahl, um ihn bei solcher Stimmung zu erhalten. Als durch einen Unglücksfall in der Fabrik ein Arbeiter den Tod fand, ging Rathenau Tage lang wie verstört umher: obwohl er sogleich Alles that, um für die Hinterbliebenen in ausgiebigster Weise zu sorgen, ließ ihm der Fall keine Ruhe. Er hatte eben wirklich ein Herz für Andere. So war er in allen Lebensbeziehungen. Bei ihm galt nur die Persönlichkeit und die Leistung; nichts Anderes. Und deshalb war er auch völlig frei von dem für gewisse Emporkömmlinge der berliner Hochfinanz so charakteristischen gesellschaftlichen Snobismus, der diese Herren veranlaßt, es koste, was es wolle, beim alten Landesadel Anschluß zu suchen. Nie habe ich von Erich Rathenau ein Wort gehört, das nicht rein, nie an ihm ein Gefühl oder eine Befinnung bemerkt, die nicht vornehm gewesen wären. Dem idealen verband sich das intellektuelle Streben. Hier ergab sich für ihn von selbst eine Fülle von Anregungen aus der geistigen Atmosphäre des elterlichen Hauses; und unermeßliche Perspektiven mußten sich dem Blick des Mannes eröffnen, der in der die Weltwirtschaft umspannenden Direktion der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft groß geworden war.

Als ich an die Kieler Universität berufen wurde, war mir die Trennung von Erich Rathenau besonders schmerzlich. Und nun ist er für immer dahin. Voll wehmütigen Gedankens schreibe ich ihm diese verspätete Totenklage. Nimmt man Alles in Allem, so hat er Nietzsches schönem Worte nachgelebt: Was das Leben Euch verspricht, — Das sollt Ihr dem Leben halten!

Kiel.

Professor Georg Adler.



Zwei Briefe.

„In dem Buch, das der Graphologe Hans D. Basse in Gemeinschaft mit Dr. Erich Bohn unter dem Titel „Geisterschriften und Drohbriefe“ (Rüchsen, Adersmann, 1902) veröffentlichte, sind auch Untersuchungen über rechts- und linkshändige Schrift, über die Augenkontrolle beim Schreiben, über Schriftverstellungen und hastige Schrift u. s. w. bekannt gemacht worden, die zur Kritik der von Schreibmedien hervorgerufenen automatischen, inspirierten Schriften dem Okkultisten erwünschte Hinweise liefern. Um auf dem von Basse eingeschlagenen graphologischen Wege zu fruchtbaren Ergebnissen zu gelangen, lasse ich die folgende Aufforderung ergehen. Die vielen Personen, die automatische, inspirierte Schriften oder Fernschriften erhalten,

werden um Einsendung von Proben (wo es möglich ist, von längeren), aber auch um ausgiebige datirte Proben ihrer eigenen Handschrift gebeten. Zugleich wird Angabe erbeten, wie sie diese Schriften erhielten; ob sie die Worte vor dem Niederschreiben innerlich hörten oder wußten oder ob sie den Inhalt nur wußten und unwiderstehlich, gleichsam inspirirt, in Worte sahen, ob sie weder Worte noch Inhalt vorher wußten und ahnten, ob sie mit Bleistift oder Planchette oder gar nicht mit eigener Hand schrieben. Auch alle anderen Begleitumstände, Erfahrungen und Empfindungen werden die verehrten Einsender gewissenhaft zu beschreiben ersucht. Das Datum der Niederschriften oder deren ungefähre Entstehungszeit und die Namen, unter denen sie erschienen, bitte ich beizufügen. Je zeitlich näher die Entstehung liegt, desto weniger werden Erinnerungstäuschungen die begleitenden Angaben der Einsender färben können. Sind wir dabei vor allerlei Irrthümern freilich nicht geschützt, so wird die Vergleichung eines großen Materials doch vielleicht Nicht verschaffen, da gewissen Merkmalen der Schriften gewisse berichtete Begleitumstände und Zustände der Schreibenden entsprechen. Herr Hans P. Busse stellt seine Kraft für die graphologische Kritik zur Verfügung und Jedermann ist bei ihm einer sachlichen Prüfung gewiß. Um auch den Schein jeder Beeinflussung zu vermeiden, werden die Namen der Einsender, deren Schriften er beurtheilt, ihm verborgen bleiben. Weil eben nur eine große Masse des Materials hier auf Erfolge Aussicht eröffnet, so möge Keiner uns versagen, was er für den Fortschritt der psychologischen Untersuchung darzubieten vermag, sich aber streng selbst prüfen, ob er jedes Wort seiner beizufügenden Erläuterungen vertreten könne. Die Namen der Einsender sind mir in den Briefen bekannt zu geben, dürfen aber nicht auf den Schriften, die ich dem graphologischen Sachverständigen vorzulegen habe, stehen. Anonyme Einsendungen bleiben unberücksichtigt. Auch für die folgende Veröffentlichung ist die Anführung der vollen Namen erwünscht; doch würden dafür auch die Anfangsbuchstaben der Namen und der Wohnorte genügen. Zur Begutachtung der Einsendungen bin ich bereit und mache für mich die Unkenntniß der Namen zur Bedingung, doch erbitte ich Angaben über Alter, Stand und G. schlecht. Auf Wunsch werden die Herrn Busse und mir anvertrauten Schriften zurückgeliefert; wird schnelle Rückgabe verlangt, so werden wir durch Photographien und Durchpausungen Ersatz schaffen. Weiterverbreitung dieses Aufrufes erbittet

München, Dettingenstraße 27.

Dr. Walter Bormann."

II. „Nachdem ich die beiden Bücher des Jesuiten Grafen Hoensbroech, ohne mich in die Kritik des Einzelnen einzulassen, in den ‚Strenghoten‘ und in der ‚Zukunft‘ grundsätzlich gewürdigt hatte, war ich mit dem Wanne fertig und hätte mich ohne einen äußeren Anlaß nicht mehr mit ihm eingelassen. Ein solcher Anlaß ergab sich nun dadurch, daß mir die Redaktion der wiener ‚Zeit‘ die Heftbriefe zur Besprechung übersandte, die ‚Pilatus‘ unter dem Titel ‚Quos ago!‘ gegen Hoensbroech veröffentlicht hat. Pilatus ist das Pseudonym eines liberalen Protestanten, der, wie er mir schreibt, die mühselige Arbeit, dem Grafen seine zahlreichen... nennen wir sie: Uebersetzungsfehler nachzuweisen, wirklich nur ‚aus dem Gefühl sittlicher Empdrung heraus‘ unternommen hat. Wie unsere berühmte moderne Gewissens- und Gewerbe-freiheit nun leider einmal beschaffen ist, kann ich ihm nicht verargen, daß er sein In-fognito nicht zu lästern magt. Meines Auftrages habe ich mich in der Nummer 448 der wiener Wochenschrift ‚Die Zeit‘ entledigt. Ich habe, um die Leser dieses Blattes

zu orientiren, das in den „Grenzboten“ und in der „Zukunft“ Besagte kurz wiederholt, dann, ebenfalls kurz, über das Ergebniß der Untersuchung des Pilatus berichtet und mit einer grundsätzlichen Betrachtung des Jesuitenordens geschlossen. Das Buch von Pilatus ist dem zweiten Bande des Werkes von Hoensbroech gewidmet, das hauptsächlich die Moralkasistik behandelt. Da ich die für die Gegenwart bedeutungslosen alten Kasuisten, die mir ganz gleichgiltig sind, weder selbst besitze noch in einer großen Bibliothek auffuchen mag, war ich nur in einem einzigen Fall in der Lage, die Kritik des Pilatus nachzuprüfen, mit Hilfe meines kleinen Wurf. Ich fand, daß Pilatus gegen Hoensbroech Recht hat, und ich zog daraus den Schluß, daß er in allen Fällen Recht haben wird; denn ein Mann, der unter Umständen, wo auf das Ja oder Nein Alles ankommt, auch nur ein einziges Mal aus dem deutlichen Ja einer Entscheidung ein deutliches Nein macht — so liegt nämlich die Sache in dem erwähnten Fall —, verdient überhaupt keinen Glauben mehr. Ich habe daran die Bemerkung geknüpft, daß sich Hoensbroech schon durch diese eine Uebersetzung in den Kreisen der Männer der Wissenschaft unmöglich gemacht habe. In Nr. 452 der „Zeit“ antwortete der Herr Graf; als echter Jesuit in der vulgären Bedeutung des Wortes. Mit einem solchen ist eine Diskussion nicht möglich (ob und wie ich diskutieren und polemischen kann, wissen die Leser der „Zukunft“ und ich darf mir mit dem Glauben schmeicheln, daß so manchem Darwinianer und so manchem Agrarier ein Sträußchen mit mir Vergnügen bereitet hat); aber eine kurze Antwort habe ich natürlich geschickt, die wohl inzwischen erschienen ist. Den Lesern der „Zukunft“ aber glaube ich wenigstens einen kurzen Bericht über die Angelegenheit schuldig zu sein, der zugleich die kurze Antwort in der „Zeit“ ergänzen mag. Ich hatte in dem Artikel „Pilatus contra Hoensbroech“ wichtige Behauptungen von grundsätzlicher Bedeutung aufgestellt: über die Ursachen des Dogenglaubens und die wissenschaftliche Verwerthung der Dogenprozesse, über die Beurtheilung des Papstthumes, über zweckwidrigen konfessionellen Habitus, über die Kasuistik, über den Jesuitenorden. Von diesem habe ich gesagt, daß zwar die über ihn umlaufenden Geschichten Fabeln, seine Mitglieder im Allgemeinen rechtschaffene und viele von ihnen um die Wissenschaft verdiente Männer seien, daß aber trotzdem seine Wirksamkeit in der heutigen Zeit — vor dreihundert Jahren wars anders — mehr schade als nütze, wohlgemerkt aber: der katholischen Kirche schade, daher dem Protestantismus nütze und daß ich deshalb, wenn ich ein Feind der katholischen Kirche wäre, den deutschen Katholiken recht viele Jesuiten wünschen würde; endlich: daß und wieso der Jesuitenorden auch diesen Hoensbroech auf dem Gewissen hat. Die Erörterung dieser grundsätzlichen Behauptungen ist an sich dringend nötig; und sie ist doppelt, weil in dem ekelhaften und sinnlosen Geschimpf, in das der konfessionelle Streit wieder einmal ausgeartet ist, zuguterletzt auch den führenden Geistern die wirklichen idealen Interessen und die eigentlichen Gegenstände des Streites aus dem Gesichtskreis zu entschwinden drohen. Diese grundsätzlichen Fragen hat nun Hoensbroech in seiner sogenannten Gegenkritik mit keinem Wort auch nur gestreift. Statt darauf einzugehen — wozu ihm wohl das Zeug fehlt —, stellt er meine bodenlose Unwissenheit, meine horrende Unkenntniß katholischer Dinge an den Pranger, behauptet, all seine Gegner kritisch vernichtet zu haben, und beruft sich auf die für ihn von Vertretern der Wissenschaft abgegebenen Zeugnisse. Um das Ergebniß der von mir in einem Fall vollzogenen Nachprüfung der Pilatuskritik den Augen seiner Leser zu verbergen, behauptet er ich hätte die fragliche Stelle verdreht und verstümmelt,

hütet sich aber, seine Behauptung durch Nebeneinanderstellen des Textes und meiner Uebersetzung zu beweisen, wie ich es mit dem Text und mit seiner Uebersetzung gethan habe. Statt dieses Einen, was nothig ist, was er aber nicht leisten konnte, hat er den ihm zur Verfügung stehenden reichlichen Raum auf inhaltslosen Phrasenschwulst und Schimpfereien verschwendet.“

Reiffe.

Karl Zentsch.



Transvaal-Aktien.

Ueber die Aktien zur Verstaatlichung der Transvaalbahn habe ich hier schon Einiges erzählt. Als getreuer Chronist muß ich aber noch einmal auf

die Sache zurückkommen, die sich inzwischen langsam zu einer caudice ausgewachsen hat. Neuerlich ist die ganze Angelegenheit ja erledigt. Am 2. Juni sind in dem selben Saal des Savoyhotels, wo der ersten Verkleinerung der englischen Offerte ein Schrei der Entrüstung geantwortet hatte, die deutschen Aktionäre eingefesert worden. Das englische Angebot, das einen Werth von ungefähr 173½, entspricht, wurde angenommen. Vorgelegt wurde dieser letzten Versammlung sind geeignet, sogar die Erinnerung an den englischen Rechtsbruch zu verbunkeln, in ein sehr seltsames Licht aber gehalten der dem Schlußkomitee angehörenden Hochfinanz zu rücken.

Seit ihrem ersten Lebensstage hatte die deutsche Schutzvereinigung das Bestreben, ihren Aktienbesitz der englischen Regierung als „Zimmerreife“ zu empfehlen, im Gegensatz zu den im Ausland befindlichen Titres, die vielfach verdächtig sind, einst im Besitz der Burenregierung gewesen zu sein. Ein Komitee geschaffen wurde, drängte die Klugheit zu solcher Taktik. Engländer damals: Die Transvaal Aktionäre haben das Recht auf Rückkauf von ihren Aktien, wenn ihre Gesellschaft sich am Krieg betheiligt hat. Wir wollen zwar Gnade ergehen und die unschuldigen Aktionäre nicht büßen lassen, denken aber daran, auch nur einen Penny den Aktien zu gewähren, die den Buren und von diesen bösen Menschen während des Krieges verfilbert wurden. Die Rechtslage war dunkel und man konnte deshalb begreifen, daß die Buren nur Aktien aufnahmen, die erweislich schon vor dem ersten Dezember 1900 in deutschem Besitz gewesen waren. Diese Begrenzung schien zunächst ein leicht nothwendiger — Selbstschutz, nicht ein Angriff auf die von England unkontrollirbaren Rechte der ausländischen Aktionäre; sehr ansehnlich aber die Art, wie diese Sonderstellung später ausgenützt wurde. Schon in der Verhandlung vor der Transvaal Concessions Commission erklärten die deutschen Vertreter, Freiherr von Eckardstein und Herr Karl Schauer, ausdrückliches Verlangen, daß die Regierung in Transvaal habe „weber Mühe noch Kosten gescheut“, um das Eindringen von Aktien zu hindern. „Only those shares have been registered in the name of holders which the holders could prove a clear title to their possession. They have proved that they were in possession of the shares before the sale took place of those 5000 Transvaal Government shares.“ Aber mit solchen Darlegungen begnügte man sich nicht. Herr Schauer schilderte eine

einzelnen Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen habe. Hier der Berichtsabdruck: „From July 1900 until February 1901 there were comparatively small dealings in Netherlands South African Railway shares, as the price had to be kept down on purpose to prevent any selling on the part of the agents of the late Transvaal Government. Now I will give you some private informations which I did not put down in my report. The Transvaal Government tried first to sell some shares in Berlin and did not succeed in doing so. Then they tried to sell the shares via Paris, and in Paris there was actually a Syndicate. I do not know whether they have already taken the shares or what they have done with them, but the Syndicate tried to sell Transvaal shares in Berlin and the limit must have been something near 170. They knew that in Berlin and they kept under the price. The price was kept under 170 for a month. Then at the same time everybody knew it was dangerous to deal in Transvaal shares because the registration list had not been closed. For instance if you were a shareholder you would send in your application for registration of your shares and this list of registration has only been closed last week. Since that list was closed there was a certain feeling of greater security in the market that is to say people knew quite well that there could not be any danger, that those shares in which they were dealing were all bonafide shares . . . You see an investor could not come forward and the investors kept aloof from the market but now as soon as that list has been closed dealings began and the price has risen in consequence.

The Chairman: . . . Of course the French Syndicate shares were not registered. Mr. Schauer: No they are not registered, we have got a list of the shareholders. The Chairman: What steps did the Schutzcomité take to investigate the bona fides of the shareholders? Mr. Schauer: They asked the people who presented their shares to show them the contracts and to see at what time the people had acquired their shares.*

Ich citire aus dem amtlichen Protokoll — das hier zum ersten Mal in Deutschland veröffentlicht wird — und citire den englischen Originaltext, um nicht etwa den Verdacht aufkommen zu lassen, meine Uebersetzung habe den Sinn zu färben versucht.

Die feierliche Beteuerung ihrer Unschuld genigte den Herren noch nicht: sie fuhrn größeres Geschütz auf und griffen zu Waffen, die selbst im Krieg als unerlaubt gelten sollten. Von den 14000 Aktien der Transvaalbahn sind ungefähr 6800 bei der Schutzvereinigung eingeschrieben. Erwarb England diese Aktien, so hatte es, wie ich hier schon erwähnte, in jeder Generalversammlung der Transvaalbahn die Mehrheit und konnte nach Willkür beschließen lassen, was ihm gefiel und bequem war. Die deutschen Unterhändler genirten sich auch gar nicht, Herrn Chamberlain noch ausdrücklich auf diese günstige Möglichkeit hingewiesen. Als über den Preis verhandelt wurde, kam es zu der folgenden erbaulichen Zwiegesprache:

Chairman: . . . if you come to the average dividend for the last three years that would hit them rather hard.

Mr. Schauer: From a business point of view that is nothing to

do with it. We help you to get the bulk of the shares — the other 7146 shares — for nothing.

Chairman: Yes, I do not want to minimise the assistance which the shareholders of Austria and Germany have rendered.

Baron von Eckardstein: We have nothing to do with the dutch or french shareholders or anyone except the Austrians.

Dieses liebliche Gespräch lehrt unzweideutig, daß die deutschen Vertreter wußten, welche Konsequenzen der Uebergang der deutschen Aktien in englischen Besitz haben werde, und daß sie wissenlich, um einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen, die ausländischen Aktionäre im Stich ließen. Diese Taktik war in der Verhandlung vor der Kommission allenfalls noch zu rechtfertigen: die Rechtslage war unklar und man glaubte vielleicht wirklich, England sei befugt, gewissen Aktien die Einlösung zu verweigern. Inzwischen aber, spätestens im Januar 1903, hat die Schutzvereinigung aus dem von ihr selbst erbetenen Gutachten des Professors Meili erfahren, daß Englands Verhalten allen Gesetzen des Völkerrechtes widerspricht. Jetzt schien es nicht mehr recht schädlich, die reine — oder unreine? — Gewinnsucht so offen vor allem Volke zu zeigen. Deshalb hielt in der letzten Versammlung der Zertifikatsbesitzer der Geheimere Kommerzienrath Oppenheim von der Firma Robert Warschauer & Co. für angebracht, Herrn Schauer, der das offene Wort gesprochen hatte, zu desavouiren. Herr Schauer, sagte er, sei gar nicht offizieller Vertreter der Vereinigung gewesen, sondern von dem Gesandtschaftsbeamten gewissermaßen nur als geschäftlicher Beirath zugezogen worden. Eine mindestens fragwürdige Behauptung; nach dem Protokoll hat Herr Schauer ganz bündig erklärt, er verhandle als Repräsentant der Schutzvereinigung. Herr Geheimrath Oppenheim behauptete nun zwar, das Komitee habe sofort dem Reichskanzler gemeldet, daß es die Aeußerungen Schauers nicht vertreten könne. Sehr merkwürdig ist aber, daß gerade dieser immerhin wichtige Brief nicht verlesen wurde, während der Versammlung eine mehr weitläufige als wichtige Korrespondenz Silbe für Silbe vorgetragen wurde. Doch mag die Vereinigung die Rede Schauers gebilligt oder mißbilligt haben: sicher hat sie die von Schauer allzu offen enthüllte Taktik auch nach Meilis Gutachten noch weiter angewandt. Sie hat sich von den Holländern und Franzosen getrennt, deren Kampf unmöglich gemacht und wissenlich dazu beigetragen, daß England den ausländischen Aktionären Gewalt anthun konnte.

Und was hat diese nutzlose Unterwürfigkeit nun schließlich erreicht? Was ist der Lohn all der Opfer an Intelligenz und Würde, die das Komitee im Bunde mit unserem Auswärtigen Amt gebracht hat? Die Antwort muß geradezu niederschmetternd wirken. Vom Preis will ich gar nicht erst reden; erreicht ist aber nicht einmal die Zusage, daß sämtliche Zertifikate der Schutzvereinigung das unbedingte Recht auf Einlösung haben. In der englischen Offerte heißt es, nach der Uebersetzung des britischen Generalkonsulates in Berlin: „Das Verzeichniß des Schutzkomitees und die Kautionstäcke werden der Regierung Seiner Majestät als Nachweis dienen, jedoch keineswegs als vollgiltiger Nachweis des Besizrechtes einer bestimmten Aktie.“ In einer Eingabe an den Reichskanzler (vom siebenzehnten Januar 1903) wird das Auswärtige Amt gebeten, darauf hinzuwirken, daß England diesen Satz ändere; da heißt es: „Es bedarf für das

Komitee einer Bestätigung, daß durch diesen Passus anerkannt sein soll, daß sämtliche Aktien, die in der Schutzvereinigung gebunden sind, von der englischen Regierung als zur Einlösung berechtigt anerkannt werden. Es würde in direktem Gegensatz zu den Voraussetzungen stehen, unter denen sich die Schutzvereinigung gebildet hat, wenn nicht allen von ihr ausgegebenen Inhabercertifikaten gleiche Behandlung zu Theil werden sollte. Das Grundgesetz der Schutzvereinigung ist: „Einer für Alle, Alle für Einen“; und eher müßte die Schutzvereinigung ihrer Auflösung entgegengehen, als diesem Prinzip untreu werden.“ Darauf antwortete die englische Regierung kühl: „Was den ersten Punkt betrifft, so verlangt die Regierung Seiner Majestät den ausreichenden Nachweis, daß jede Aktie, für die Zahlung zu leisten ist, vor Ausbruch des Krieges in Privatbesitz war.“ Diese Ohrfeige nahmen die Leiter der Schutzvereinigung ruhig hin. Wie konnten, wie durften sie unter solchen Umständen den deutschen Aktionären die Annahme der englischen Offerte empfehlen? Der Kurs ist erbärmlich und die Behandlung so, wie man sie eben nur deutschen Kommerzienrathen zu bieten wagt. Das Schutzkomitee kann freilich sagen, es habe die Annahme nicht empfohlen, sondern sich in der Versammlung jedes Rathschlages weislich enthalten. Aber es ließ durch seine kompakte Majorität die Offerte annehmen. Weshalb?

Seit Wochen schon geht ein Gemunkel durch die Reihen der Kapitalisten. Im Besitz der Schutzvereinigung sollen etwa fünfhundert Aktien sein, die noch nach dem ersten Dezember 1900 der Burenregierung gehörten und erst viel später in deutsche Hände kamen. Für diese Aktien, deren Nummern zu ermitteln sein werden, giebt England, wie es feierlich erklärt hat, keinen rothen Heller und die Besitzer der verdächtigen Stücke sind deshalb natürlich froh, 173 Prozent zu erhalten. Als ich die Botschaft hörte, fehlte mir zunächst der Glaube. Aber in der Versammlung geschahen Zeichen und Wunder. Plötzlich tauchte ein Antrag auf — und fand die freudige Zustimmung der natürlich vorher völlig ahnungslosen Komiteemitglieder —, wonach nicht etwa jedem Aktionär ohne Weiteres der volle Betrag, der ihm nach der englischen Offerte zukommt, ausgezahlt, sondern hübsch abgewartet werden solle, welche Aktien die englische Regierung zu beanstanden geruhen werde; den dadurch entstehenden Ausfall sollen dann alle Zertifikatinhaber gemeinsam tragen. Die Mitglieder der Schutzvereinigung bekommen also nicht etwa 173½ Prozent: der wirkliche Kurs ist vielmehr noch ganz ungewiß. Werden fünfhundert Aktien beanstandet, so erhalten die Mitglieder der Schutzvereinigung nur ungefähr 160 Prozent. Da nach der englischen Offerte aber kein Unterschied zwischen den Aktien gemacht wird, die sich der Schutzvereinigung angeschlossen haben, und denen, die vereinsamt geblieben sind, so bekommen die isolirten auf alle Fälle 173 Prozent von England direkt, während die Mitglieder der Schutzvereinigung vielleicht das Glück haben, einen Schaden bis zu 13 Prozent erleiden zu dürfen. Und diesen Antrag hat die Versammlung der Transvaal-Aktionäre angenommen. Wird man in der Wilhelmstraße solche Auffassung des Grundgesetzes: „Alle für Einen, Einer für Alle“ passiren lassen?

Die deutschen Aktionäre haben ihre ausländischen Leidensgenossen verrathen, sich selbst geschädigt und John Bull wieder einmal die Möglichkeit gegeben, den braven Michel nach Herzenslust auszulachen. Plutus.



Leichner & Wagner.

Johann Ludwig Leichner, „königlich preussischer Kommerzienrath, Parfumeur-Chemiker, Vicerant der königlichen Theater in Berlin und Brüssel, Herausgeber des Leichner-Albums, Präsident des Richard Wagner-Denkmal-Komitees“, ist entschlossen, „im Sinn des Meisters, den er ehren will“, weiterzuwirken. Die Familie Wagner und die Herren Humperdinck, Hans Richter, Mottl, Riemann, Klindworth haben öffentlich erklärt, die leichnerischen Feierpläne könne kein Freund, kein Kenner Wagners billigen. Thut nichts: der Parfumeur-Chemiker wird weiterwirken. Er ließ an die Presse ein Schriftstück versenden, das ihn rechtfertigen, seine Verdienste endlich einmal ins gebührende Tageslicht rücken soll. Ueberschrift: „Die Wahrheit in der Streitsache um das Richard Wagner-Denkmal“. Das ist grammatisch falsch; Wahrheit soll aber auch im gefälschten Kleide willkommen sein. Erstens also: Herr Leichner war Barytonist, hat am stettiner Stadttheater den Hans Sachs in den „Meisterfingern“ gesungen und ist von Wagner (der ihn nicht gehört hatte) „schriftlich mit wärmsten Worten zu diesem Erfolg beglückwünscht worden.“ Und ein solcher Mann soll nicht würdig sein, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen, nicht fähig, „den Sinn des Meisters, den er ehren will“, zu erkennen? Zweitens: Johann Ludwig ist nach dreizehnjährigem Wirken aus der Barytonistenlaufbahn geschieden (wahrscheinlich, weil Stettin seinem Ehrgeiz nicht genügte) und „Großindustrieller“ geworden. So nennt er sich. Kein Rationalökonom, kein Statistiker wird eine Fabrik, in der Puder und Schminke gemacht wird, zur Großindustrie rechnen; weder die Zahl der solchem Betrieb dienenden Arbeiter und Maschinen noch die Höhe des Betriebskapitals (nach Veris das einzig sichere Unterscheidungsmerkmal) berechtigenden dazu. Einerlei. Herr Leichner hält sich für einen Großindustriellen. Und er hat vierzigtausend Mark zum Ankauf des Wagner-Museums, zehntausend Mark für eine Musikausstellung, fünfzigtausend Mark für das Wagner-Denkmal gegeben „und sich außerdem bereit erklärt, für die Beschaffung der noch ferner nöthigen Mittel Sorge zu tragen.“ Diese Verheißung war nicht leicht zu nehmen; denn der Parfumeur-Chemiker hat „der Denkmalsangelegenheit seit Jahren seine ganze Kraft gewidmet“ (die Großindustrie im Allgemeinen und sein Geschäft im Besonderen offenbar also sträflich vernachlässigt), er verfügt über „ein großes organisatorisches Talent“ und hat eine „vortreffliche Organisation“ geschaffen. Er sagt es ja selbst; und fügt hinzu, daß er in den Jahren, wo er „der Denkmalsangelegenheit seine ganze Kraft widmete“, als Helfer in den Nöthen einer berliner Musikausstellung auftrat, „Vizepräsident des Preisgerichtes für die internationale Parfumerie und Vorsitzender der deutschen Parfumerie Ausstellung“ in Paris war (und das „Leichner-Album, hundertundfünfzig Charakterköpfe für die Bühne“, herausgab). Und an diesen Mann wagt sich die Schmeichelei. An Einen, dessen selbstlosem Edelstolz nur in alten Heldenmären ein Beispiel zu finden wäre. Selbstlosigkeit: Das ist die Hauptsache; denn sonst . . . Mancher Großindustrielle hat schon mehr Geld für eine öffentliche Veranstaltung gegeben, viel mehr sogar, und doch nicht verlangt, als Präsident, als Sprecher deutscher Nation das große Wort zu führen. Wie aber gab Johann Ludwig? Wiederum sagt er selbst; höret und staunet: „Als Ersterleins jetzt in Eisenach aufgestelltes Richard Wagner-Museum nach Amerika verkauft werden sollte und die Presse ein allgemeines Beflagen darüber erhob, daß diese Sammlung werthvoller Erinnerungen dem Ausland

anheimfalle, da gab ein Großindustrieller, dessen Name sorgfältig verschwiegen wurde, die noch fehlende Ankaußsumme von vierzigtausend Mark her, um diesen Wagner-Schatz der Heimath zu erhalten. Erst nach drei Jahren stellte sich heraus, daß dieser X der in Mainz geborene und in Berlin ansässige Fabrikant Leichner sei, und man fragte sich erstaunt, was wohl einen Großindustriellen zu einem solchen Schritt bestimmen konnte. Der Beweggrund durfte doch nur in seiner Begeisterung für das Andenken Richard Wagners zu suchen sein; denn wäre es ihm um eine Reklame für sich zu thun gewesen, so würde er wohl diese für Deutschland immerhin ganz beträchtliche Spende laut genug der Welt verkündet haben.“ Den letzten Satz hätte ein kluger Berather gestrichen. Denn da Herr Leichner die beträchtlichere Spende fürs Wagner-Denkmal „laut genug der Welt verkündet“ hat, könnte man daraus schließen, daß es ihm in diesem Fall doch „um eine Reklame für sich zu thun war“. Was aber ist es mit dem Museum? Wagners Witwe, die zum Urtheil Verufenste, hält es für werthlos und hat sich deshalb nie für den Ankauf interessiert. Weiß Johann Ludwig besser als Cosima, wo Wagner-Schätze ruhen? Möglich. Ganz sicher aber wird er von seinem Gedächtniß schlecht bedient. Er hat sich erböten, „die noch fehlende Ankaußsumme von vierzigtausend Mark“ zu liefern. Diese Thatfache führt er mit Recht an, vergißt aber, daß er als Aequivalent einen Orden erbeten hat. Dringend erbeten. In Briefen, die zu heiterer Freude herumgezeigt wurden. Oesterleins Sammlung sollte in Eisenach zu sehen sein und Herr Leichner wollte für seine vierzigtausend Mark nur den berühmten Weißen Falken. Deshalb wurde der Name des großindustriellen Sponsors „sorgfältig verschwiegen“; nur deshalb mußte er verschwiegen werden: sonst hätte Jeder den Zusammenhang gemerkt. Nach drei Jahren konnte der Name dann durchsickern. Das ist ein Fall; nicht der einzige. Herr Leichner ist „für das Andenken Richard Wagners“ genau so begeistert wie für die russisch-orthodoxe Kirche, der er in Berlin ein Heim schaffen half, — gegen Zusicherung eines Ordens. Das sind nicht etwa Vermuthungen, sondern erweislich wahre Thatfachen. Herr Leichner lechzt nach Orden und Titeln und läßt sich seine Ehrgier nicht weniger kosten als andere Kommerzienräthe ihre Rennpferde, Segeljachten und Theatermädchen. Gewiß kein Verbrechen. Ich habe gar nichts dagegen, daß Orden und Titel Deuten verliehen werden, die für Krankenhäuser, Schulen, Museen, Bibliotheken, Denkmale Geld hergeben; eine bessere Verwendung entwertheter Restbestände wäre ja kaum zu ersinnen. Weiße Falken und Rother Adler, alle Orden der Erde mag man Herren Leichner gönnen: nur soll er nicht öffentlich pathetische Reden für das Wahre, Gute, Schöne halten, nur sich nicht vermessend, dem Empfinden des deutschen Volkes die Zunge zu lösen. Sein Name stand unter zehntausend eilen Geschäftsreklamen (ein paar, nicht die schlimmsten noch, wurden im letzten Maiheft abgedruckt). Sein Deutsch ist allzu stilmpferhaft. Er schickt Journalisten, die sein Streben und seine Takte loben oder tabeln könnten, Juwelierwaaren (wenn es erwünscht ist, auch bares Geld) ins Haus; manchmal bringt ers selbst. Er bietet Geld an, um Orden zu bekommen, und läßt sich von seinem Pressauschuß dann als selbstlosen Wohlthäter feiern. Jahre lang ist gelungen; und noch jetzt hat, zum Beispiel, die Bosphische Zeitung kein Sterbenswörtchen von all den Protesten berühmter Männer veröffentlicht, die jede Gemeinschaft mit dem Parfumeur-Chemiker ablehnten. Nun aber ist genug. Der königlich preussische Kommerzienrath will weiterwirken. Mag er; doch im Stillen. Wenn er sich jetzt nicht der Sache opfert und bescheiden verschwindet, wird er erleben, daß er eine Wagner-Freier, der, um nicht in seine Nähe zu gerathen, alle ernstern Freunde und Förderer des wagnerischen Werkes fern bleiben, selbst den Berlinern von 1903 nicht ungestraft zumuthen darf.